

den er auf dem Weg entwickelt. Als Wilhelm Felix entdeckt, ist dieser gerade dabei, einen Gegenstand zu heben, und zwar einen Kasten, in dem sich wiederum ein verschlossenes Kästchen befindet. Was darin ist, bleibt ein Geheimnis.

Sowohl in der ersten als auch in der zweiten Fassung endet die mit geologischen Passagen durchzogene Einstiegssequenz der *Wanderjahre* mit dem Betreten des vom Oheim gestalteten Wohnorts. Während in der ersten Fassung die Mineralogie/Geognosie nicht mehr konkret verhandelt wird, findet sich in der Mitte der zweiten Fassung nochmals eine ausführliche Stelle zur Erdgeschichte: Wilhelm, der in der Zwischenzeit Felix in der pädagogischen Provinz gelassen hat, kehrt nach mehreren Jahren in diese zurück.<sup>77</sup> Von den Aufsehern wird er zu einem Bergfest geladen, bei dem er auf Montan trifft. Am Abend führt die zunächst angeregte Diskussion über den Ursprung und die Entstehung der Erde zwischen den verschiedenen Gruppen von Bergleuten zu einem beinahe tödlich endenden Streit.<sup>78</sup> Kurz nach dem Bergfest folgt die Aphorismensammlung *Betrachtungen im Sinne der Wanderer*, wo über den Unterschied zwischen Geognosie und Geologie sinniert wird.<sup>79</sup>

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass erdgeschichtliche Sequenzen lediglich in der zweiten Fassung vorkommen. In dieser findet nicht nur das Gespräch über die Schrift der Natur statt, sondern auch die Verirrung im Naturgebilde »Riesenschloss« und der Disput auf dem Bergfest. Darüber hinaus finden sich die Aphorismen zur Geognosie/Geologie. Diese »neuen« Stellen müssen direkt mit der Geschichte der Geologie und der Ausdifferenzierung eines erdgeschichtlichen Konzepts in Bezug gesetzt werden. Aufgrund der erdgeschichtlichen Ergänzungen in der zweiten Fassung ist es legitim, von geologischen Passagen zu sprechen. Trotz der zentralen Stellung der erdgeschichtlichen Passagen bestehen die geognostisch-mineralogischen weiter und sind daher genau so wichtig.

Nachdem die geognostisch-mineralogischen und erdgeschichtlichen Passagen der beiden Fassungen miteinander verglichen worden sind, soll in einem nächsten Schritt gezeigt werden, wie diese Passagen in der zweiten Fassung in Bezug auf das geologische Wissen zu interpretieren sind.

## 2.2 Interpretation der geognostisch-geologischen Stellen der *Wanderjahre*

Wie die klassifizierend-beschreibenden Teile nicht nur durch inhaltliche Abweichungen, sondern auch durch erzählerische Elemente voneinander geschieden

77 Vgl. FA I, 10, S. 515f.

78 Vgl. FA I, 10, S. 531-537, hier S. 535.

79 Vgl. FA I, 10, S. 582.

werden können, ist Thema der Abschnitte 2.2.1 und 2.2.2. Sie zeigen, dass die beiden in den *Wanderjahren* zum Ausdruck kommenden Wissensstufen zur Geologie den unterschiedlichen Entwicklungsstadien der Ausdifferenzierung der Disziplin entsprechen. Während die erste Fassung des Romans vom geologischen Wissensstand von vor 1800 geprägt ist, orientiert sich die zweite an jenem von ca. 1800 bis 1830. In der Geologie kommt es durch das erdgeschichtliche Wissen zu einer folgenschweren Veränderung. Galt die Geschichte der Erde vor 1800 als in der Zukunft erschließbar, entwickelt sich diese Vorstellung im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts immer mehr dahingehend, dass die Geschichte der Erde für den Menschen auch künftig nicht eindeutig bestimmbar sein wird. Wie in den Abschnitten 2.2.3 bis 2.2.7 erläutert wird, setzen sich die *Wanderjahre* intensiv mit der Dezentrierung des menschlichen Erkenntnissubjekts in Bezug auf die Geschichte der Erde auseinander.

## 2.2.1 Felix und die klassifizierend-beschreibenden Wissenschaftszweige der Mineralogie und Geognosie

Zu Beginn der *Wanderjahre* halten sich Wilhelm und Felix im Hochgebirge auf. Die Aufmerksamkeit der Leserschaft wird unmittelbar auf die Bedeutung der Gebirgswelt gelenkt, indem Wilhelm »[i]m Schatten eines mächtigen Felsen [...] an grauser, bedeutender Stelle« sitzt, »wo sich der steile Gebirgsweg um eine Ecke herum schnell nach der Tiefe wendet. Die Sonne stand noch hoch und erleuchtete die Gipfel der Fichten in den Felsengründen zu seinen Füßen.«<sup>80</sup> Die mächtigen Felsen und die Höhe des Gebirges werden der Leserschaft eindrücklich vor Augen geführt. Felix interessiert sich sehr für die Natur um sich herum. Mit einem Stein in der Hand läuft er zum Vater und möchte wissen, ob es sich um Gold handeln könnte. Wilhelm ist zunächst unsicher, identifiziert den Stein dann aber als »Katzengold«<sup>81</sup>. Felix nimmt sich vor, mehr über den Stein in Erfahrung zu bringen und steckt ihn in seine Reisetasche. Nach der Benennung des unorganischen Steins wendet sich Felix der Ordnung des organischen Reichs zu.<sup>82</sup> Die Szene bringt gleich zu Beginn Felix' reges Interesse an der Natur und sein Verlangen, diese zu kennen, unmissverständlich zum Ausdruck. Gleichzeitig wird sein Wissensdrang durch Wilhelms mangelnde geologische Kenntnisse zunächst nur vage befriedigt. Während Felix mit der Familie von Joseph II zu deren Wohnort ins Tal wandert, verbleibt Wilhelm noch eine Nacht länger im Hochgebirge.<sup>83</sup>

---

80 FA I, 10, S. 263.

81 Grimm, *Katzengold*, Sp. 295. Der Name »Katzengold« verweist auf das Glitzern von Glimmer, das an Gold erinnert.

82 FA I, 10, S. 263f.

83 FA I, 10, S. 267 und 270.

Auf seinem Weg lässt Wilhelm »steile Felsen hinter« sich, durchstreift »ein sanfteres Mittelgebirg und eilt durch manchen wohlbestandnen Wald, durch manchen freundlichen Wiesengrund, immer vorwärts«, bis er die Wohnstätte von Joseph II in einem von Hügeln umgebenen Tal erblickt.<sup>84</sup> Was Wilhelm auf seiner Wanderung verborgen bleibt, wird nur der in Erdfragen geschulten Leserschaft bewusst.<sup>85</sup> Die Schilderung des Wegs vom Hochgebirge ins Tal erfolgt auf der Grundlage des Erdwissens der Zeit: Das Hochgebirge wird vom Mittelgebirge unterschieden, wobei die Einteilung nach der Höhe der einzelnen Berge erfolgt.<sup>86</sup>

Während der Leserschaft die durchwanderte Gegend beschrieben wird, richtet Wilhelm seine Aufmerksamkeit zunächst auf die Wohnstätte der Menschen: »Ein großes, halb in Trümmern liegendes, halb wohlerhaltenes Klostergebäude zog sogleich die Aufmerksamkeit an sich.«<sup>87</sup>

In Sankt Joseph findet Wilhelm einen »Kasten mit Steinen«,<sup>88</sup> für den sich Felix begeistert. Der Kasten wurde von Montan zurückgelassen, den Wilhelm und Felix darauf im Hochgebirge aufsuchen:<sup>89</sup>

Der Weg ging seitwärts abermals bergauf. Die Kinder sprangen miteinander von Fels zu Fels, über Stock und Stein, über Bach und Quelle, und ohne einen Pfad vor sich zu haben, drang Fitz, bald rechts bald links blickend, eilig hinauf. Da Wilhelm und besonders der bepackte Bote nicht so schnell folgten, so machten die Knaben den Weg mehrmals vor- und rückwärts und sangen und pfften. Die Gestalt einiger fremden Bäume erregte die Aufmerksamkeit des Felix, der nunmehr mit den Lärchen- und Zirbelbäumen zuerst Bekanntschaft machte und von den wunderbaren Genzianen angezogen ward.<sup>90</sup>

Anders als im Falle Wilhelms, dessen Aufmerksamkeit während des Abstiegs vom Hochgebirge zur Wohnstätte Josephs II auf der Kultur lag, richtet sich Felix' Interesse auf die durchwanderte Gegend.<sup>91</sup>

Nach einer Weile weist Fitz die anderen auf ein »Pochen und Hämmer[n]«<sup>92</sup> hin, das er aus der Ferne vernimmt. Schon von Weitem ist Montan bei seiner Tä-

84 Vgl. FA I, 10, S. 270.

85 Vgl. zum geognostisch geschulten Auge de Saussure, *Reisen*, I, S. XII.

86 Einer der Ersten, der die Höhenmessung der Berge durchführte, war de Saussure. Vgl. hierzu die Berechnung der Höhe des Mont Blanc bei de Saussure, *Kurzer Bericht von einer Reise*, S. 21f.

87 FA I, 10, S. 270.

88 FA I, 10, S. 287.

89 FA I, 10, S. 287.

90 FA I, 10, S. 288.

91 Die aufgeführte Vegetation erinnert an Goethes Wanderung von Innsbruck zum Brenner 1786 (vgl. Engelhardt, *Goethe im Gespräch mit der Erde*, S. 256), wo Goethe ebenfalls auf »Lärchen-, Zirbelbäume und Gentiana« (FA I, 15.1, S. 618) trifft.

92 FA I, 10, S. 288.

tigkeit zu hören. Er befindet sich auf dem Gipfel, und die Wandernden begeben sich zur höchsten Stelle des Gebirges. Als Felix von oben nach unten blickt, ruft er aus:

»Sind denn das da unten die großen Berge, über die wir gestiegen sind?« [...] »Wie klein sehen sie aus! Und hier,« fuhr er fort, indem er ein Stückchen Stein vom Gipfel loslös'te, »ist ja schon das Katzensgold wieder; das ist ja wohl überall?«<sup>93</sup>

Wie bereits zu Beginn des ersten Kapitels entdeckt Felix wieder Katzensgold. Im Gegensatz zu Wilhelm, der sich nur mit Mühe an den Namen des Gesteins erinnert, kennt sich der Experte Montan bestens aus. Er klärt Felix darüber auf, dass er sich auf dem ältesten Gestein befinde und die Erde wohl in einem sehr langsamen Prozess entstanden sei:

»Es ist weit und breit,« versetzte Jarno; »und da du nach solchen Dingen fragst, so merke dir, daß du gegenwärtig auf dem ältesten Gebirge, auf dem frühesten Gestein dieser Welt sitzt.« – »Ist denn die Welt nicht auf einmal gemacht?« fragte Felix. – »Schwerlich,« versetzte Montan; »gut Ding will Weile haben.«<sup>94</sup>

Obwohl der Granit als ältestes Gestein der Welt in der zitierten Passage nicht direkt genannt wird, liegt die Vermutung nahe,<sup>95</sup> dass ebendieser gemeint ist – insbesondere wenn man bedenkt, dass Felix' Betrachtungen der Natur an einen Reisebericht Goethes aus dem Jahr 1786 erinnern. Zu dieser Zeit (1784/85) schrieb Goethe auch seine Texte *Granit I* und *II*. Darin werden zwei Dinge klar: Erstens, dass es sich beim Granit um das älteste Gestein handelt sowie die damit verbundene neptunistische Vorstellung eines Urmeers, das sich über einen sehr langen Zeitraum kontinuierlich zurückzieht und die Ablagerung verschiedener Gesteinsschichten verursacht. Die verschiedenen Erdschichten werden durch ihre Lage, ihr Aussehen und ihre verschiedenen Härtegrade voneinander abgrenzbar.<sup>96</sup> Und zweitens – in enger Verbindung zu dieser Vorstellung – die geognostische Erfassung der Erd-

93 FA I, 10, S. 289.

94 FA I, 10, S. 289.

95 Weiter verweist auch das Katzensgold (Glimmer) auf den Granit. »Granit ist eine gemengte Gebirgsart, die aus Feldspath, Quarz und Glimmer besteht.« (Werner, *Kurze Klassifikation*, S. 7).

96 Vgl. Werner, *Klassifikation*, S. 5-7, im Zitat S. 16. »Die Flözgebirgsarten sind alle von neuerer Erzeugung, als die Gebirgsarten der uranfänglichen Gebirge, und es ist höchst wahrscheinlich, daß sich die Erzeugung der letztern allmählich in die der erstern, nämlich der Flözarten, umgeändert hat.« An dieser Stelle muss zudem auf Goethes eigene Schriften *Harzreise 1784* (LA I, 11, S. 10-14) und *Bildung der Erde 1806* verwiesen werden, wobei Goethe Entwürfe bereits 1785 verfasst hat (LA I, 11, 109-120, hier S. 113). Darin sinniert er über die Entstehung der Gebirge in geognostischer Art und Weise.

oberfläche durch Klassifikation und Abgrenzung der verschiedenen Erdschichten voneinander.<sup>97</sup>

Ausgehend von der Idee, dass ein sich zurückziehendes Urmeer die Gebirge geformt hat, beschreibt de Saussure, was das geschulte Auge des »Geologen«<sup>98</sup> sieht und erforscht, wenn er von der höchsten Stelle des Gebirges die unter ihm liegende Gegend betrachtet:

Von da [den ersteiglichen Gipfeln der Alpen] sieht er [der Naturbeobachter] aufgedeckt jene alten und hohen Gebirge, gleichsam die ersten und solidesten Knochen der Erdkugel, die den Namen der ursprünglichen (primitives) verdienen [...]. Er durchforscht ihren Bau; [...] er beobachtet die Verkettung der ursprünglichen Berge mit Bergen von einer spätern Ausbildung; er sieht, wie diese neuen sich auf jene ursprünglichen, stützen; er unterscheidet ihre Lagen, die sehr abhängig in der Nachbarschaft dieser ursprünglichen Gebirge und immer horizontaler werden, je weiter sie sich davon entfernen; er bemerkt die Abstufung, welcher die Natur in dem Uebergange von der Bildung der einen zu der der andern gefolgt ist [...].<sup>99</sup>

Er sieht zunächst Granit,<sup>100</sup> er erkennt jüngere und ältere Teile und kann die Lagen voneinander unterscheiden. Blickt man dabei von oben nach unten, münden die steil abfallenden Gebirge alsbald im Tal. Erzählerisch interessant im de Saussure'schen Text ist die Verwendung der Er-Form. Obwohl es sich um einen konkreten Reisebericht handelt, wird an dieser Stelle nicht in der Ich-, sondern in der Er-Form berichtet. Dadurch tritt der reale Forscher in den Hintergrund und die Figur des Naturbeobachters bzw. Naturforschers in den Vordergrund. Indem minutiös aufgezählt wird, was der Naturforscher alles erkennt, wird der Leser selber in seinen Fähigkeiten als angehender Naturforscher geschult. In den *Wanderjahren* werden die einleitenden Passagen dem Leser zunächst ohne Schulung für die ihn umgebende Natur vermittelt. Dies findet erst im weiteren Verlauf statt, als Wilhelm und Felix mit Montan das Gebirge durchqueren.

Der Bezug sowohl auf die neptunistische Vorstellung als auch die Differenzierung verschiedener Erdschichten erfolgt, als das durch den Naturforscher Montan geschulte Auge von Felix von der Bergspitze in die Tiefe blickt:

97 Vgl. hierzu FA I, 25, S. 313f.

98 De Saussure, *Reisen*, I, S. XII. Auch wenn de Saussure hier vom Geologen spricht, ist die Bezeichnung »(Natur-)Beobachter« (de Saussure, *Reise*, I, S. 10) aufgrund der tatsächlichen Tätigkeit treffender.

99 De Saussure, *Reisen*, I, S. XII.

100 Mit ursprünglichem Gebirge ist sowohl bei de Saussure (*Reisen*, I, S. XXIII) als auch bei Werner (*Klassifikation*, S. 5) Granit gemeint.

»Da unten ist also wieder anderes Gestein,« sagte Felix, »und dort wieder anderes, und immer wieder anderes!« indem er von den nächsten Bergen auf die entfernteren und so in die Ebene hinabwies.

Es war ein sehr schöner Tag und Jarno ließ sie die herrliche Aussicht im Einzelnen betrachten. Noch standen hie und da mehrere Gipfel, dem ähnlich worauf sie sich befanden. Ein mittleres Gebirge schien heranzustreben, aber erreichte noch lange die Höhe nicht. Weiter hin verflähte es sich immer mehr; doch zeigten sich wieder seltsam vorspringende Gestalten. Endlich wurden auch in der Ferne die Seen, die Flüsse sichtbar und eine fruchtbare Gegend schien sich wie ein Meer auszubreiten. Zog sich der Blick wieder zurück, so drang er in schauerliche Tiefen, von Wasserfällen durchrauscht, labyrinthisch miteinander zusammenhängend.<sup>101</sup>

Während Felix zunächst einmal lernt, anhand seines neu gewonnenen geognostischen Wissens die verschiedenen Gesteine voneinander zu unterscheiden, kommt es beim Genießen der Aussicht zu einer differenzierten geognostischen Einteilung in ein Ur- und Mittelgebirge sowie die jüngste im Tal befindliche Schicht. Dass diese drei Schichten in einem Prozess und dabei zu unterschiedlichen Zeitpunkten entstanden sind, wird ebenfalls deutlich. Die zuerst erblickten Gipfel ähneln demjenigen, auf dem sich die Gruppe befindet. Montan hat eben erklärt, dass es sich dabei um das älteste Gestein der Welt handle. Das etwas weiter unten liegende Gebirge wird als mittleres bezeichnet, was nicht nur Rückschlüsse auf die konkrete Lage, sondern auch auf die Zeitspanne zulässt. Im Tal liegt das dritte Gebiet. Dass es sich dabei um das jüngste handeln muss, lässt sich aus der Beschaffenheit ableiten. Die Gegend ist fruchtbar. Das heißt, es handelt sich um lose, wenig gehärtete Erdschichten, in denen etwas wachsen kann. Granit ist hart und auch das mittlere Gebirge ist viel härter. Die Verhärtung der Schichten zog sich in der geognostischen Vorstellung über einen längeren Prozess hinweg. Das geognostisch geschulte Auge erblickt die verschiedenen Erdschichten und erahnt die dahinterliegende Geschichte eines sich kontinuierlich zurückziehenden Urmeers. Die Assoziation wird nicht nur durch die Analogie von Tal und Meer sowie Blick und Meer verstärkt, sondern auch durch die Steuerung der Blickrichtung. Der Blick wandert von oben nach unten.

## 2.2.2 Die erste Stufe des geologischen Wissens

Wenn auch die bislang geschilderten Passagen der *Wanderjahre* den Wissensstand vor 1790 wiedergeben, so zeigt sich am daran anschließenden Gespräch zwischen Wilhelm und Montan, dass dieses Wissen längst nicht mehr unbestritten ist:

---

101 FA I, 10, S. 289f.

Felix war des Fragens nicht müde und Jarno gefällig genug, ihm jede Frage zu beantworten: wobei jedoch Wilhelm zu bemerken glaubte, daß der Lehrer nicht durchaus wahr und aufrichtig sei. Daher, als die unruhigen Knaben weiter kletterten, sagte Wilhelm zu seinem Freunde: »Du hast mit dem Kinde über diese Sachen nicht gesprochen, wie du mit dir selber darüber sprichst.« – »Das ist auch eine starke Forderung,« versetzte Jarno. »Spricht man ja mit sich selbst nicht immer, wie man denkt, und es ist Pflicht andern nur dasjenige zu sagen, was sie aufnehmen können. Der Mensch versteht nichts als was ihm gemäß ist. Die Kinder an der Gegenwart festzuhalten, ihnen eine Benennung, eine Bezeichnung zu überliefern, ist das Beste was man tun kann. Sie fragen ohnehin früh genug nach Ursachen.«<sup>102</sup>

Aus dem zitierten Gesprächsauszug geht hervor, dass Montan mit Felix in einer vereinfachenden Form von Erdwissen spricht. Diese Vereinfachung dient dazu, dem Kind nichts zu unterbreiten, was es mit seinem Verstand nicht fassen kann. Dass es sich dabei um eine pädagogische Maßnahme handelt, wird im weiteren Gesprächsverlauf deutlich:

»Es ist ihnen [den Kindern] nicht zu verdenken,« versetzte Wilhelm. »Die Mannigfaltigkeit der Gegenstände verwirrt jeden, und es ist bequemer, anstatt sie zu entwickeln, geschwind zu fragen: woher? Und wohin?« – »Und doch kann man,« sagte Jarno, »da Kinder die Gegenstände nur oberflächlich sehen, mit ihnen vom Werden und vom Zweck auch nur oberflächlich reden.« [...] »Laß uns bei dem Knaben verharren,« sagte Wilhelm, »der mir nun vor allem angelegen ist. Er hat nun einmal Freude an dem Gestein gewonnen, seitdem wir auf der Reise sind. Kannst du mir nicht so viel mitteilen, daß ich ihm, wenigsten auf eine Zeit, genug tue?« – »Das geht nicht an,« sagte Jarno. »In einem jeden neuen Kreise muß man zuerst wieder als Kind anfangen, leidenschaftliches Interesse auf die Sache werfen, sich erst an der Schale freuen, bis man zu dem Kerne gelangen das Glück hat.«<sup>103</sup>

Der Mensch muss sich Wissen stets zunächst wie ein Kind aneignen. Während er sich zuerst an der »Schale« erfreut, dringt er mit der Zeit und über eine intensive Beschäftigung mit dem Gegenstand zum »Kern« vor. Weil in den Augen Montans die intensive Aneignung eines Wissensgebiets unabdingbar ist, ist auch die Qualifikation des Lehrers als Experte notwendig. Aus diesem Grund lehnt es Montan ab, Wilhelm oberflächlich etwas zu vermitteln, damit dieser sein Halbwissen an Felix weitergeben kann. Sowohl das pädagogische Konzept, einem »Unwissenden« nur das zu vermitteln, was sein Verstand fassen kann, als auch die Expertenfunktion des Lehrers werden kurze Zeit später nochmals hervorgehoben:

102 FA I, 10, S. 290.

103 FA I, 10, S. 290f.

Wilhelm, der eine Zeitlang zugehört und bemerkt hatte, daß manche Benennung, manche Bezeichnung wiederkam, wiederholte seinen schon früher geäußerten Wunsch, daß Montan ihm so viel mitteilen möge, als er zum ersten Unterricht des Knaben nötig hätte. – »Gib das auf,« versetzte Montan. – »Es ist nichts schrecklicher als ein Lehrer, der nicht mehr weiß, als die Schüler allenfalls wissen sollen. Wer andere lehren will, kann wohl oft das Beste verschweigen was er weiß, aber er darf nicht halbwissend sein.«<sup>104</sup>

Erneut wird hier gezeigt, wie zentral eine vertiefte Kenntnis des zu vermittelnden Gegenstands ist. Gleichzeitig darf aber in Form eines pädagogischen Kniffs ein Teil des Wissens bewusst verschwiegen werden.

An den oben angeführten Stellen wird zweierlei deutlich: Das bis hierher vermittelte Wissen über die Erde entspricht dem kindlichen Verstand und bleibt an der Oberfläche. Es ist zudem nicht mehr eindeutig. Gleichzeitig wird mit der Nennung der Oberfläche, der Gegenwart und der Klassifikation sowie der klaren Nennung der Umgebung eine Spannung zur ebenfalls erwähnten Frage nach der Geschichte aufgebaut. Das Wissen aus den mineralogischen und geognostischen Ko-Texten von 1790 ist mit der Kinderfigur Felix verbunden.

### 2.2.3 Die zweite Stufe des geologischen Wissens

Montan und Wilhelm sind sich einig: Je mehr man zu einem Gegenstand weiß, desto komplizierter wird er. Diese Einsicht erläutert Montan, indem er den Spruch »Aller Anfang ist schwer« zu einem »Aller Anfang ist leicht« umdeutet, und damit die Aneignung von Wissen an verschiedene Entwicklungsstufen koppelt:

Aller Anfang ist schwer! Das mag in einem gewissen Sinne wahr sein; allgemeiner aber kann man sagen: aller Anfang ist leicht, und die letzten Stufen [des Wissens] werden am schwersten und seltensten erstiegen.<sup>105</sup>

Montans Vorstellung von Wissensvermittlung und Wissensaneignung findet Ausdruck in der Art und Weise, wie er dem Kind Felix Wissen zur Geologie vermittelt, nämlich der Auffassungsgabe eines Kindes entsprechend. Dabei handelt es sich zudem um eine einfache und wenig komplizierte Form »relativ« eindeutigen Wissens in Form von klassifizierend-beschreibenden Zuordnungen von Steinen und Erdschichten. Immer wieder wird indes betont, dass es sich bei dieser Form des Wissens um die erste Stufe handle. Darüber hinaus gebe es weitere Stufen, bei

104 FA I, 10, S. 294.

105 FA I, 10, S. 295. Gleichzeitig handelt es sich um eine Anspielung auf den Lehrbrief in den *Lehrjahren*. Dort wird ebenfalls von der spielerischen Leichtigkeit eines lernenden Kindes durch Nachahmung gesprochen. Im Gegensatz zum Inhalt der *Wanderjahre* geht es in den *Lehrjahren* aber um die Kunst und nicht das (Bergbau-)Handwerk/Wissen (vgl. hierzu FA I, 9, S. 874).

denen sich das Wissen als weitaus komplexer darstellt. Dies wird aus folgender Gesprächssequenz ersichtlich:

»Die meisten Menschen,« erwiderte Wilhelm, »bleiben lebenslänglich in diesem Falle und erreichen nicht jene herrliche Epoche, in der uns das Faßliche gemein und albern vorkommt.« – »Man kann sie wohl herrlich nennen,« versetzte Jarno: »denn es ist ein Mittelzustand zwischen Verzweifelung und Vergötterung.«<sup>106</sup>

Montan merkt an, dass es sich zwar um eine höhere Stufe des Wissens handle, man aber an diesem nicht fassbaren Wissen zeitweise verzweifeln könnte. Nach diesem Gespräch begeben sich Wilhelm und Montan wieder zu den Kindern:

Beide Freunde waren, nicht ohne Sorgfalt und Mühe, herabgestiegen, um die Kinder zu erreichen, die sich unten an einem schattigen Orte gelagert hatten. Fast eifriger als der Mundvorrat wurden die gesammelten Steinmuster von Montan und Felix ausgepackt. Der letztere hatte viel zu fragen, der erstere viel zu benennen.<sup>107</sup>

Montan begutachtet mit Felix und Fitz »die gesammelten Steinmuster«. In einem erneuten Schüler-Lehrer-Gespräch unterrichtet Montan Felix darüber, wie die Steine zu klassifizieren und zu benennen sind. Erstaunlicherweise ist aber auch der Experte Montan überrascht, als ihm Felix einen Stein zeigt, den Fitz gefunden hat:

»[W]o habt ihr den her?« Fitz antwortete schnell; »ich habe ihn gefunden, er ist aus diesem Lande.« – »er ist nicht aus dieser Gegend,« versetzte Montan. – Fitz freute sich, den überlegenen Mann in einigem Zweifel zu sehen. – »Du sollst einen Dukaten haben,« sagte Montan, »wenn du mich an die Stelle bringst, wo er ansteht.«<sup>108</sup>

Die Veränderung der Frage- und Antwortposition in der geschilderten Sequenz ist aufschlussreich. Während Montan zunächst der »Wissende« ist, der sein Wissen an Felix weitergibt, wird der Experte selbst zum Fragenden, der eine Auskunft benötigt. Fasst man zusammen, worin sich die beiden im Roman bis dahin erläuterten Wissensstufen zur Geologie unterscheiden, lässt sich Folgendes festhalten: Zum einen entspricht die erste Stufe der Wahrnehmung des Kindes Felix und ist mit den klassifizierend-beschreibenden Teilbereichen der Mineralogie und Geognosie verbunden. Bei dieser Wissensstufe ist alles einfach zu ordnen und zu begreifen. Nicht so bei der weiterführenden Expertenstufe. Weil es sich bei Montan um den Experten zu Erdfragen handelt, befindet er sich zweifelsohne auf der höchsten Stufe des Wissens und seine Aussagen zur Geologie spiegeln den damals aktuellsten Wissensstand wider. Während für die Auseinandersetzung des Kindes Felix die

106 FA I, 10, S. 290.

107 FA I, 10, S. 293.

108 FA I, 10, S. 293.

geognostisch-mineralogischen Ko-Texte vor 1790 zu berücksichtigen sind, muss für die weitere Analyse der *Wanderjahre* nach der Szene im Riesenschloss erdgeschichtliches Wissen aus dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts hinzugezogen werden.

## 2.2.4 Von Granit und Basalt: ver(w)irrt im Riesenschloss

Wilhelm und Felix befinden sich zu Beginn ihrer Wanderung zweimal im Granitgebirge. Zunächst alleine, dann mit Montan.<sup>109</sup> Nachdem sich die Wege der Freunde getrennt haben, gelangen Wilhelm und Felix zu einem höhlenartigen Labyrinth. Obwohl bei diesem als »Riesenschloss« bezeichneten Naturgebilde die Gefahr groß ist, sich zu verirren, besteht Felix darauf, es aufzusuchen.

Nun gab es neue Verhandlungen, Fitz verpflichtete sich an Jarno, gegen einen nochmaligen Dukaten, in mäßiger Entfernung ein tüchtiges Stück dieses seltenen Minerals [dem Kreuzstein] zu verschaffen, wogegen er den Gang nach dem Riesenschloß abriet, weil aber dennoch Felix darauf bestand, dem Boten einschärftete die Reisenden nicht zu tief hinein zu lassen: denn niemand finde sich aus diesen Höhlen und Klüften jemals wieder heraus. [...]

Und so ging es aufwärts, bis er [Felix] endlich auf zusammengestürzten schwarzen Säulen stehen blieb und auf einmal das Riesenschloß vor Augen sah. Aus einer Wand von Säulen ragte es als ein einsamer Gipfel hervor, angeschlossene Säulenwände bildeten Pforten an Pforten, Gänge nach Gängen. Ernstlich warnte der Bote, sich nicht hineinzuverlieren, [... doch plötzlich] war Felix verschwunden.<sup>110</sup>

Wilhelm gelingt es schließlich, Felix mit Hilfe eines Leitfadens, den er vor seinem Einstieg befestigt hat, aus dem höhlenartigen Labyrinth zu befreien.

Wilhelm aber, der, wie es einem Pilger ziemt, auf manche Fälle vorbereitet war, brachte aus seiner Jagdtasche einen Knaul Bindfaden hervor, band ihn sorgfältig fest und vertraute sich dem leitenden Zeichen, an dem er seinen Sohn hineinzuführen schon die Absicht gehabt hatte. So ging er vorwärts und ließ von Zeit zu Zeit sein Pfeifchen erschallen, lange vergebens. Endlich aber erklang aus der Tiefe ein schneidender Pfiff, und bald darauf schaute Felix am Boden aus einer Kluft des schwarzen Gesteins hervor. »Bist du allein?« lispelte bedenklich der Knabe. – »Ganz allein!« versetzte der Vater – »Reiche mir Scheite! reiche mir Knittel!« sagte der Knabe, empfing sie und verschwand, nachdem er ängstlich gerufen hatte: »laß niemanden in die Höhle!« [...] Der Vater harrete sehnlich auf die Lösung dieses Rätsels. Endlich erhob sich der Verwegene schnell aus der Spalte und brachte ein Kästchen mit, nicht größer als ein kleiner Oktavband [...].<sup>111</sup>

109 Vgl. FA I, 10, S. 289.

110 FA I, 10, S. 300f.

111 FA I, 10, S. 301f.

Felix hat tief in der Höhle ein schlüsselloses Kästchen gefunden. Im weiteren Verlauf der Geschichte wird bei der Leserschaft die Erwartung geschürt, dass Felix das im Kästchen verborgene »Geheimnis«<sup>112</sup> durch das Auffinden des Schlüssels enträtseln wird.

Gemeinhin wird das »offenbare Geheimnis«<sup>113</sup> in der Goetheforschung mit der Erkenntnis an sich in Verbindung gebracht, nicht aber in der Interpretation der *Wanderjahre*.<sup>114</sup> Dort steht die Symbolik des Kästchens im Vordergrund und wird als Zeichen der erotischen Liebe zwischen Mann und Frau gewertet.<sup>115</sup> Doch auch in den *Wanderjahren* müsste dies vermehrt in Bezug zum Erkenntnisvermögen gesetzt werden.<sup>116</sup> Bezeichnenderweise erfolgt die erstmalige Verwendung des »offenbaren Geheimnisses« durch Goethe im Jahr 1777.<sup>117</sup> Er verweist damit zudem auf seine Bemühungen in den Jahren 1783 bis 1785, das Geheimnis des Granitgebirges und somit auch der Erdgeschichte zu entschlüsseln.<sup>118</sup> Just am Ende seiner damaligen Forschungen verfasst Goethe seinen Text *Granit II* (1785). Um sich den allfälligen Veränderungen des Verhältnisses von Erkenntnisvermögen und Erdgeschichte in den *Wanderjahren* anzunähern, ist ein Exkurs zu diesem Thema in Bezug auf *Granit II* lohnenswert.

### Exkurs: *Granit II*

Die Schrift *Granit II* zählt wohl zu den bekanntesten Texten Goethes zu Erdfragen.<sup>119</sup> Dabei handelt es sich um einen Text, der das damalige Wissen zum Granit

- 
- 112 FA I, 10, S. 302. Dass sich im Kästchen ein »Geheimnis« befindet, das sich durch die Öffnung desselben offenbaren lässt, wird auf der entsprechenden Seite zweimal erwähnt. Gleichzeitig stellt aber auch die Entdeckung des Kästchens ein Geheimnis dar.
- 113 HA 1, S. 52. Wyder (*Scala*, S. 154) verweist ebenfalls auf die Bedeutung des »offenbaren Geheimnisses« in Bezug auf die Erkenntnisfunktion.
- 114 Vgl. zur Auseinandersetzung mit der Thematik Goethe und »offenbares Geheimnis« folgende Beiträge: Mori, *Goethes »offenbares Geheimnis«* und Mehra, *Die Bedeutung der Formel »Offenbares Geheimnis«*.
- 115 Vgl. Dewitz/Neumann, *Kommentar*, S. 957.
- 116 Der erste und meines Wissens auch einzige, der das Kästchen in den *Wanderjahren* mit dem Scheitern eines modernen Erkenntnismodells in Verbindung bringt, ist Weitin. Er verweist darauf, dass das hermeneutische Wissenschaftsverständnis durch das Ausbleiben des Erkenntnisinhalts gebrochen wird (vgl. Weitin, *Die Kunst des Unterscheidens*, S. 124).
- 117 Vgl. Engelhardt, *Überblick 1776-1783*, S. 540.
- 118 Vgl. Kuhn, *Kommentar*, S. 539, HA 13 oder Hölscher-Lohmeyer, *Faust und die Welt*, S. 372.
- 119 *Granit II* wurde von Goethe 1785 diktiert, jedoch erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts posthum unter dem Titel *Über den Granit* publiziert. Vgl. zu den Publikationsdetails Mommsen (*Die Entstehung von Goethes Werken*, S. 844) und zur Datierung die Kommentare in *Goethes Schriften zur Allgemeinen Naturlehre* (FA I, 25, S. 1094 ff.). Weder der Titel *Granit II* noch der Titel *Über den Granit* stammen aber von Goethe selbst, sondern sind Versuche der Editoren, den Inhalt des Textes zu erfassen. Tatsächlich berichtet die heute als *Granit II* bekannte Schrift nämlich »über den Granit«. Weil Goethe aber bereits vor 1785 einen ähnlichen,

zusammenfasst, oder anders formuliert: über den Granit berichtet. Gleichzeitig behandelt er dieses Themenfeld mit einer solchen literarischen Virtuosität, dass die Gattungszuordnung von *Granit II* bis anhin schwer fiel.<sup>120</sup>

Beachtet man den wissenschaftshistorischen Kontext der Erdgeschichte um 1780, zeigt sich, dass das neptunistische Konzept zu jener Zeit vorherrschend war,<sup>121</sup> wobei de Saussure, Buffon und Werner zu den wichtigsten Referenzen zählen. Alle drei Forscher teilen drei grundlegende Ansichten zu Granit, die auch in *Granit II* thematisiert werden.<sup>122</sup>

Den Varianten gemeinsam ist erstens die Rolle des Granits als ältestes Gestein der Erde, was dem Granit innerhalb des erdgeschichtlichen Verlaufs eine besondere Rolle zukommen lässt. Zweitens hat sich die Erdoberfläche im Laufe der Zeit verändert, weshalb Granit nicht nur zuunterst, sondern auch zuoberst gefunden wird.

Jeder Weg in unbekannte Gebürge bestätigte die alte Erfahrung daß das Höchste und das Tiefste Granit sei, daß diese Steinart die man nun näher kennen und von andern unterscheiden lernte die Grundfeste unserer Erde sei worauf sich alle übrigen mannigfaltigen Gebürge hinauf gebildet.<sup>123</sup>

Drittens werden die Veränderungsprozesse mit einem zu Beginn beinahe die gesamte Erdoberfläche bedeckenden Urmeer in Verbindung gebracht: »In den innersten Eingeweidern der Erde ruht sie [die Steinart Granit] unerschüttert, ihre hohe Rücken steigen empor, deren Gipfel nie das alles umgebende Wasser erreichte.«<sup>124</sup> Obwohl sich die Forscher in Bezug auf die drei genannten Ansichten zum Granit

---

wenn auch viel weniger komplexen Text zum Granit mit *Granit I* überschrieb, hat man sich im Sinne eines Nachfolgetextes für die Überschrift *Granit II* und somit gegen *Über den Granit* entschieden. Dementsprechend lautet der Titel in der älteren Hamburger Ausgabe *Über den Granit* und in der neueren Frankfurter Klassikerausgabe *Granit II*.

- 120 Vgl. Powers, *The Sublime*, S. 36. 2012 hat Schnyder in seinem Aufsatz »Grund-Fragen« die wissenschaftlichen und literarischen Elemente über den Vergleich mit geologischen Ko-Texten zusammengebracht. Er klassifiziert den Text erstens als *Discours préliminaire* im Sinne de Saussures, zweitens zeigt er, wie über verschiedenste sprachliche Mittel die Brisanz der erdgeschichtlichen Kenntnisse im Sinne Buffons dargestellt wird.
- 121 Vgl. Schnyder, *Grund-Fragen*, S. 251. Schnyder betont in seinem Aufsatz die Wichtigkeit von de Saussures *Voyages* sowie von Buffons *Époques* für die Analyse von *Granit II*. Als unwesentlich weist er allerdings die oftmals in der Germanistik ins Feld geführte Neptunismus-Vulkanismus-Debatte aus.
- 122 Mit den Schriften von allen Forschern war Goethe bestens vertraut. Vgl. hierzu Fußnote 9 Kapitel 2.
- 123 FA I, 25, S. 313.
- 124 FA I, 25, S. 313. Noch expliziter als in der Formulierung »das alles umgebende Wasser« wird die Geschichte des sich kontinuierlich zurückziehenden Urmeers in den Schilderungen ab S. 314f.

einig waren, herrschte in Bezug auf die Erforschung der Erdoberfläche und ihrer Geschichte Unstimmigkeit.<sup>125</sup> Während bei der Erfassung des Raums die empirische Detailstudie und die Beschreibung vorherrschen, weisen die entwicklungsthematischen Texte Spekulationen auf.

In *Granit II* ist diese Trennung zwischen den empirisch-beschreibenden und den spekulativen Aspekten perspektivisch dreifach gekennzeichnet.<sup>126</sup> Erstens erfolgt nach der Darlegung des Forschungsstands zum Granit in neutraler Erzählform der Wechsel zu einem Ich-Erzähler:

Die Lage und das Verhältnis seiner Teile [des Granits] seine Dauer seine Farbe ändert sich mit jedem Gebürge und die Massen eines jeden Gebürges sind oft von Schritt zu Schritt wieder in sich unterschieden, und im ganzen doch wieder immer einander gleich. Und so wird jeder der den Reiz kennt den natürliche Geheimnisse für den Menschen haben, sich nicht wundern daß ich den Kreis der Beobachtungen den ich sonst betreten [empirische Feldforschung], verlassen und mich mit einer recht leidenschaftlichen Neigung in diesen [spekulativen Weg] gewandt habe.<sup>127</sup>

Zweitens werden die beiden unterschiedlichen Methoden der Empirie und der Spekulation durch die Abgrenzung von Beobachtungen und leidenschaftlicher Neigung greifbar.<sup>128</sup> Drittens grenzt ein Gleichnis<sup>129</sup> den sachlicheren neutraleren Textteil zu Beginn von der spekulativen Schilderung der Vorgeschichte des Menschen deutlich ab.

Auch wenn sich die Forschenden darin einig waren, dass die Geschichte der Erde noch längst nicht geklärt sei, gingen sie davon aus, dass die Forschung der Zukunft wahrscheinlich dazu in der Lage sein würde. Das vorherrschende Wissenschaftsverständnis geht in diesen Schriften zumeist mit der Zentrierung des menschlichen Erkenntnisobjekts einher.

125 Vgl. Rudwick, *Bursting*, S. 172ff. Rudwick arbeitet die unterschiedlichen Nuancierungen des neptunistischen Konzepts heraus.

126 Vgl. Schnyder, *Grund-Fragen*, S. 251.

127 FA I, 25, S. 313. Zusätzlich zum aus dem Kontext abzuleitenden Übergang von der Erforschung des menschlichen Herzens im Rahmen der Dichtung zu jener des Granits wird hier derjenige von empirischer zu spekulativer Forschung angenommen.

128 Interessanterweise greift Buffon für die Darlegung seiner Entwicklungserzählung der Erde auf ebendiese Verbindung von empirischer Beobachtung und leidenschaftlicher Neigung zurück. Vgl. hierzu Buffon, *Allg. Historie der Natur*, I, S. 3 und 4.

129 FA I, 25, S. 314f.: »[...] so wird auch ein Gleichnis in mir rege dessen Erhabenheit ich nicht widerstehen kann. [...] hier auf dem ältesten ewigen Altare der unmittelbar auf die Tiefe der Schöpfung gebaut ist bringe ich dem Wesen aller Wesen ein Opfer. [...] Aber bald ruft die brennende Sonne Durst und Hunger seine [des Erzählers] menschlichen Bedürfnisse zurück.«

Die Zentrierung des Erkenntnissubjekts erfolgt in *Granit II* dadurch, dass das menschliche Subjekt auf der Spitze des Berges sitzt und somit den Überblick über das unter ihm Liegende hat: »Auf einem hohen nackten Gipfel sitzend und eine weite Gegend überschauend kann ich mir sagen: Hier ruhest du unmittelbar auf einem Grunde [...].«<sup>130</sup> Einerseits den Überblick zu haben und andererseits auf dem höchsten Punkt zu sitzen, ist ein klares Statement. Beide Aspekte positionieren das menschliche Erkenntnissubjekt als ein die Natur überschauendes Subjekt.

Der Leser wird zunächst auf das schier Unfassbare vorbereitet, was er nun zu lesen bekommt: eine Entstehungsgeschichte der Erde in Anlehnung an Buffons *Époques*.<sup>131</sup> Vor ihm wird ein Panorama von sich in zeitlicher Abfolge aufeinander beziehenden Zeiträumen ausgebreitet:

Diese Klippe sage ich zu mir selber stand schroffer zackiger höher in die Wolken da dieser Gipfel, noch als eine meerumfloßne Insel, in den alten Wassern dastand; um sie sauste der Geist, der über den Wogen brütete, und in ihrem weiten Schoße die höheren Berge aus den Trümmern des Urgebürges und aus ihren Trümmern und den Resten der eigenen Bewohner die späteren und ferneren Berge sich bildeten. Schon fängt das Moos zuerst sich zu erzeugen an schon bewegen sich seltner die schaligen Bewohner des Meeres es senkt sich das Wasser die höhern Berge werden grün, es fängt alles an von Leben zu wimmeln.<sup>132</sup>

Die Entdeckung der Erdgeschichte fördert ein Wissen zutage, das für den menschlichen Verstand so neuartig ist, dass es in sorgfältiger literarischer Ausgestaltung vermittelt werden muss. Darin sind sich de Saussure, Buffon und Goethe einig.<sup>133</sup>

130 FA I, 25, S. 314.

131 Vgl. Schnyder, *Grund-Fragen*, S. 259.

132 FA I, 25, S. 315f. Durch die beiden Gedankenstriche im Zitat des Haupttextes wird die Abgrenzung von der einen zur nächsten Epoche deutlich markiert, deren Ausgestaltung anschließend erfolgt.

133 Vgl. Wyder, *Biblische Bezüge*, S. 145ff. Wyder betont die Anlehnung Goethes an Buffon vor 1800. Gleichzeitig verweist sie darauf, dass sowohl de Saussure als auch Goethe die Vermittlung von wissenschaftlichen Erkenntnissen anhand von literarischen Mitteln sehr wichtig war. Dass Goethe vor 1800 auch in anderen Schriften erdgeschichtliches Wissen durch eine literarische Form wiedergibt, hat Wyder für das Gedicht *Wanderers Nachtlid* (1776) herausgearbeitet. Wyder betont, dass es sich um eine Art Vertrautmachen des Menschen mit einer neuen Materie durch eine bekannte literarische Verfahrensweise, nämlich diejenige des Gedichts, handelt. Der Literatur kommt also eine vermittelnde Funktion zwischen einem naturwissenschaftlichen Wissen und dem menschlichen Fassungsvermögen zu und keine kompensatorische im Sinne Marquards. Vgl. hierzu die im Forschungsüberblick aufgegriffene Diskussion zur Funktion der Literatur in Bezug auf die Wissenschaft in der vorliegenden Arbeit. Nicht berücksichtigt wird dabei aber, dass es sich um ein sogenanntes Lehrgedicht handelt. Die Tradition des Lehrgedichts verdeutlicht geradezu exemplarisch die Verbindung von Literatur und Wissenschaft (vgl. hierzu Jäger, *Lehrdichtung*, S. 544ff.).

In *Granit II* wird diskutiert, ob die Erdgeschichte vielleicht in Zukunft von der Forschung ermittelt werden wird. Diese Diskussion zeigt sich über die Bildsprache des Fadens und des Labyrinths:

Hier [in den Büchern der Vorfahren] heißt es bald, das Urgebürge sei durchaus ganz als wenn es aus einem Stück gegossen wäre, bald es sei durch Flözklüfte in Lager und Bänke getrennt die durch eine große Anzahl Gänge nach allen Richtungen durchschnitten werden; bald es sei dieses Gestein keine Schichtung sondern in ganzen Massen die ohne das geringste Regelmäßige abwechselnd getrennt seien; ein anderer Beobachter will dagegen bald starke Schichten, bald wieder Verwirrung angetroffen haben. Wie vereinigen wir alle diese Widersprüche und finden einen Leitfaden zu ferneren Beobachtungen.<sup>134</sup>

Auch wenn in diesem Zitat von den verschiedenen Büchern die Rede ist, in denen unterschiedliche Forschungsmeinungen zur Entstehung der Erde veranschaulicht werden, kann über die Verwendung von einer »große[n] Anzahl Gänge nach allen Richtungen« nicht nur die Verbindung zur geognostischen Forschung, sondern metaphorisch auch diejenige zum Labyrinth hergestellt werden. Nun soll der Forscher den Faden finden, der ihn aus diesem Labyrinth herausleitet. Wie schwierig dies ist, wird deutlich. Dennoch wird im nächsten Abschnitt eine optimistischere Haltung in Bezug auf das Auffinden des Leitfadens geäußert:

Dies [Beobachtungen zum Granit] ist es was ich zu tun mir gegenwärtig vorsetze und sollte ich auch nicht so glücklich sein wie ich wünsche und hoffe, so werden doch meine Bemühungen andern Gelegenheit geben weiter zu gehen; denn bei Beobachtungen sind selbst die Irrtümer nützlich, indem sie aufmerksam machen und dem Scharfsichtigen Gelegenheit geben sich zu üben.<sup>135</sup>

Obwohl der Weg aus einem Labyrinth, was in *Granit II* synonym für die Erforschung des Granits und der Erdgeschichte steht, schwierig ist, wird dies der zukünftigen Wissenschaft anhand eines Leitfadens wahrscheinlich gelingen.<sup>136</sup> Das Geheimnis des Granits hat sich zwar noch nicht offenbart, wird es aber vielleicht in der Zukunft tun.<sup>137</sup> Nachfolgend soll nun die Frage nach dem »offenbaren Geheimnis« nochmals in Bezug auf die *Wanderjahre* erörtert werden.

---

134 FA I, 25, S. 316.

135 FA I, 25, S. 316.

136 Schillemeit, *Montan*, S. 298. Schillemeit verweist darauf, dass es zur Zeit vor 1800 eines der Hautpanliegen Goethes war, den »Leitfaden« aus dem »Labyrinth« der verschiedenen Meinungen zur Erdgeschichte zu finden.

137 Anders positioniert sich de Saussure (*Reisen*, I, S. XXIII), wenn er schreibt, wie der Granit »seiner Geheimnisse« eben nicht offenbare, sondern verwahre.

Seit der Niederschrift von *Granit I und II* bis zur Publikation der *Wanderjahre* sind nicht nur 40 Jahre vergangen, auch die Perspektive auf das Erkenntnisvermögen in Bezug auf die Erdgeschichte hat sich verändert. Bezeichnenderweise findet sich die Thematik des Leitfadens ebenfalls im Roman.

Betrachtet man das Aussehen der von Felix betretenen Höhle und stellt die Querverbindung zur Thematik des Leitfadens her, ergeben sich konkrete Auslegungsmöglichkeiten dafür, das Kästchen auch in den *Wanderjahren* mit der Erkenntnismöglichkeit des Menschen in Bezug auf die Erdgeschichte kurzzuschließen.<sup>138</sup> Die Hoffnung der Leserschaft auf die »Offenbarung des Geheimnisses« wird im Verlauf des Romans jedoch enttäuscht. Zwar – und das verleiht dem Ganzen eine besondere Brisanz – wird der Schlüssel zum Öffnen des Kästchens tatsächlich gefunden,<sup>139</sup> der erhoffte Erkenntnisinhalt bleibt aber aus.<sup>140</sup>

Keht man zum Fundort des Kästchens in die Höhle zurück und betrachtet deren Gestein, so zeigt sich eine augenfällige Ähnlichkeit mit dem Basalt. Nachdem Felix das Kästchen an sich genommen hat, erscheinen ihm die »zusammengestürzten schwarzen Säulen« des Riesenschlosses noch eindrücklicher und beängstigender:

Felix aber, besonders unruhig, sehnte sich von dem Orte weg, wo der Schatz irdischer oder unterirdischer Wiederforderung ausgesetzt schien. Die Säulen kamen ihm noch schwärzer, die Höhlen tiefer vor.<sup>141</sup>

Basalt wird in vielen Texten als »säulenartig«, an ein Labyrinth erinnernd und »schwarz« bezeichnet,<sup>142</sup> was alles dem Aussehen der Höhle in den *Wanderjahren* entspricht. Es scheint daher legitim, die Höhle und das Kästchen mit dem Basalt bzw. dessen zentraler Stellung in der Geschichte der Geologie in Beziehung zu setzen.

138 Vgl. Schillemeit, *Montan*, S. 298.

139 Vgl. zur Thematik des Kästchens: Dewitz/Neumann, *Kommentar*, S. 957ff.

140 Vgl. Weitin, *Die Kunst des Unterscheidens*, S. 124.

141 FA I, 10, S. 302.

142 Vgl. den *Kommentar* von Trunz in Goethes Hamburger Ausgabe, S. 567. Dass es sich beim Riesenschloss definitiv um ein Naturgebilde handelt, darauf verweisen auch Dewitz/Neumann, *Kommentar*, S. 957. Vgl. zum Riesenschloss und dem Vergleich mit dem Basalt auch die folgende Aussage von Goethe aus dem Jahr 1807: »Eine zweite geologische Merkwürdigkeit findet sich [...]. Es zeigt sich daselbst Basalt (Urgrünstein) von der schwärzesten und härtesten Sorte, teils in unregelmäßigen Massen, teils in deutlichen Säulen [...].« (Goethe, *An Herrn von Leonhard*, S. 385 [LA I, 1-2]). Auch Engelhardt erwähnt in seinen Anmerkungen zu den Zeugnissen von Goethe (LA II, 8/A, S. 260), dass es sich beim Riesenschloss um ein Basaltschloss handeln muss. Weiter verweist er darauf, dass im erwähnten Zeugnis die theoretische Einordnung des Basalts und somit die Frage der Erdentstehung aktiv diskutiert wird.

Vor dem Hintergrund der Geschichte der Geologie betrachtet, zeigen sich zwischen dem Labyrinth und dem Basalt-Gestein viele Ähnlichkeiten. Mit der Erkenntnis, dass Basalt ein viel älteres Gestein sein muss als der Granit, wird die bis vor 1800 vorherrschende Idee des Neptunismus hinfällig. Wie stark sich Goethe nicht nur mit den Folgen des Basalt-Streits, sondern auch mit den daraus resultierenden Erkenntnissen befasste, ist vielfach diskutiert worden.<sup>143</sup> Die Unzugänglichkeit des Kästchens/Büchleins wird nachfolgend als poetologisches Prinzip für die Unzugänglichkeit der *Wanderjahre* erörtert, wozu die vom erdgeschichtlichen Diskurs durchgezogene Einstiegs Passage punktuell rekapituliert wird.

## 2.2.5 Die *Wanderjahre* und das Buch der Erdgeschichte

Die Eröffnungssequenz der *Wanderjahre* umfasst ein Gespräch zwischen Vater und Sohn zur Benennung einer organischen Frucht und eines unorganischen Steins. »Wie nennt man diesen Stein, Vater? sagte der Junge.«<sup>144</sup> Die Frage nach dem Namen verweist auf die Handlung des Menschen, seine Umwelt mit Sprache zu bezeichnen. Wilhelm, der aufgrund seiner Unkenntnis zunächst zögert, erkennt den Stein dann doch als »Katzengold«.<sup>145</sup> Ähnlich verhält es sich mit der organischen »Frucht«<sup>146</sup>, die Felix dem Vater ebenfalls zur Klassifikation hinstreckt. Wilhelm vermutet, die Frucht könnte aufgrund der »Schuppen« mit den »Tannenzapfen verwandt« sein, worauf Felix moniert, die Frucht sei aber »rund«.<sup>147</sup> Anders als im Fall des Katzensgoldes nimmt Wilhelm hier keine genauere Namenszuordnung vor.

Wilhelm scheint sich – im Gegensatz zu Felix – nicht sonderlich für seine Umwelt zu interessieren.<sup>148</sup> Vielmehr notiert er etwas in »seine Schreibtafel«<sup>149</sup>, wodurch ein erster Hinweis auf die den *Wanderjahren* zugrunde liegenden Schriftstücke gegeben wird. Der Roman basiert nämlich auf Wilhelms Notizen, die er

143 Vgl. dazu Kapitel 2.1.

144 FA I, 10, S. 263.

145 FA I, 10, S. 263. Vgl. hierzu auch Mittermüller, *Sprachskepsis*, S. 193. Obwohl die Benennung gelingt, offenbart sich eine Inkongruenz zwischen Bezeichnung und Stein. Während es zwar nachvollziehbar ist, dass sowohl der Stein als auch das Gold glänzen und darin eine Vergleichsmöglichkeit besteht, ist die Verbindung von Katze und Stein erklärungsbedürftig. Das Wesen der angeblich falschen Katze wird auf einen Stein übertragen. Der anorganische Gegenstand »tut« nämlich nur so, als wäre er Gold. »Katze« ist somit figurativ.

146 FA I, 10, S. 263.

147 Alle Zitate: FA I, 10, S. 263. Vgl. hierzu Mittermüller, *Sprachskepsis*, S. 193. Erneut zeigt sich eine Unstimmigkeit im Aussehen des Objekts und der Bezeichnung desselben durch den Menschen.

148 Die Verbindung zwischen Wilhelm als Repräsentant der Kultur und Felix als Repräsentant der Natur wurde in der Forschung bereits herausgestellt. Vgl. hierzu Azzouni, *Kunst als praktische Wissenschaft*, S. 82f. oder 135.

149 FA I, 10, S. 262.

auf seinen Reisen verfasst hat.<sup>150</sup> Nach Mittermüller wird durch das Unwissen des Protagonisten die Frage nach dem Aussagegehalt des Romans bereits zu Beginn zur Disposition gestellt.<sup>151</sup> Weil Goethe aber eben nicht den Begriff »Reisejournal« oder »Tagebuch« benutzt, sondern »Schreibtafel«, gilt es einen weiteren Bezug zu beachten. Mit diesem Begriff wird auf das wissenschaftliche Tableau verwiesen, auf dem Beobachtungen schriftlich festgehalten wurden.<sup>152</sup> Dass Wilhelm wissenschaftlich beobachtet und protokolliert, was er erlebt, lässt sich mit den *Lehrjahren* begründen. Darin werden das wissenschaftliche Beobachten und das Protokollieren von Entwicklungsgeschichten von der Turmgesellschaft praktiziert, die Wilhelms Entwicklung verfolgt.<sup>153</sup> Schließlich stellt sie Wilhelm seinen »Lehrbrief«<sup>154</sup> aus. In der Folge schließt sich Wilhelm dem Turm an, um auf seinem weiteren Lebensweg gemäß den Vorgaben der Sozietät zu agieren.<sup>155</sup> Bezeichnenderweise schreibt er dann auf seinen weiterführenden Reisen, den *Wanderjahren*, auf eine Schreibtafel. Es ist dabei naheliegend, dass er Felix' Entwicklungsgeschichte wissenschaftlich beobachtet und dokumentiert.<sup>156</sup> Im 17. und 18. Jahrhundert diente das wissenschaftliche Tableau als Repräsentationstechnik eines Überblick verschaffenden Wissens. Das heißt, es herrschte die Vorstellung, die Natur könne durch Beobachtung vollständig erschlossen werden. Wilhelms eigenes Wissenschaftsdenken partizipiert an dieser Idee. Obwohl Wilhelm selbst nicht weiß, um welche Frucht es sich handelt, geht er davon aus, dass dies die Jäger tun. So sagt er zu Felix: »[Die] Jäger wissen alles.«<sup>157</sup> Wilhelm vertröstet den Jungen damit, man werde die Jäger bestimmt

- 
- 150 Vgl. Neuhaus, *Die Archivfiktion*, S. 18. Neuhaus erkannte, dass die *Wanderjahre* von einem Herausgeber veröffentlicht werden, der seine Informationen aus einem Archiv mit Wilhelms Reisetagebuch bezieht.
- 151 Vgl. Mittermüller, *Sprachskepsis*, S. 194.
- 152 Vgl. Foucault, *Die Ordnung der Dinge*, S. 172.
- 153 Vgl. Pethes, *Zöglinge*, S. 311ff.
- 154 Vgl. FA I, 9, S. 884. Was Wilhelm dort über sich selber liest, wird in wissenschaftlicher Manier als dokumentierte Lebensgeschichte geschildert. Die Geschichte wird als »Bild« und als »Portrait« beschrieben, was wiederum an die Doppeldeutigkeit des wissenschaftlichen Tableaus erinnert. Das wissenschaftliche Tableau kann einerseits, wie im Haupttext beschrieben, aus schriftlichen Zeichen bestehen. Gleichzeitig kann es sich aber auch um ein Bild handeln. Bei Buffon beispielsweise bezeichnet »Tableau« ein Bild, bei Linné hingegen steht das Tableau für eine tabellarische Übersicht (vgl. Linné, *Systema Naturae*). Vgl. zur Kontroverse bezüglich der systematischen Darstellbarkeit von Wissen Barsanti, *Linné et Buffon*, S. 83-111.
- 155 Vgl. FA I, 9, S. 930, wo der Abbé das Beobachten und Protokollieren der Entwicklungsgeschichten der Jünglinge beschreibt, und FA I, 9, S. 990ff., wo sich Wilhelm dem Turm anschließt.
- 156 Vgl. hierzu Pethes, *Zöglinge*, S. 310. Bei Pethes' wegweisender Auseinandersetzung steht das für das 18. Jahrhundert typische Beobachten und Protokollieren von Fallgeschichte im Vordergrund. Hier hingegen liegt der Fokus auf den Repräsentationstechniken zu Wissen über Natur/Erdgeschichte.
- 157 FA I, 10, S. 263.

bald antreffen und eine Antwort erhalten, womit er die Klärung des Klassifizierungsproblems in die nahe Zukunft verlagert.<sup>158</sup>

Im weiteren Verlauf des Romans treffen Wilhelm und Felix dann nicht, wie vom Vater angekündigt, auf die Experten zur organischen, sondern auf den zur unorganischen Natur, den Bergmann Montan. Somit bleibt das Wissen über die Frucht offen und wird im weiteren Romangeschehen nicht mehr erörtert. Das »Katzengold« wird von Montan als »ältestes Gestein« und somit als Granit ausgewiesen.<sup>159</sup> Damit löst die wissenschaftliche Klassifikation die im Rahmen der Einstiegsphase zunächst umgangssprachliche Bezeichnung von Naturdingen ab. Weiter verweist Montan mit der Einordnung des Katzengolds bzw. des Granits als ältestes Gestein auf die Geschichte der Erde. Auf Felix' Frage, ob die Erde denn nicht auf einmal gemacht worden sei, antwortet er: »Schwerlich, [...] gut Ding will Weile haben.«<sup>160</sup> Das Gestein steht als Repräsentant einer Geschichte der Erde, deren Erforschung aber alsbald als problematisch ausgewiesen wird. Wilhelm und Montan führen dazu ein Gespräch zur Naturschrift. Montan meint:

»Buchstaben mögen eine schöne Sache sein, und doch sind sie unzulänglich, die Töne auszudrücken, Töne können wir nicht entbehren und doch sind sie bei weitem nicht hinreichend, den eigentlichen Sinn verlauten zu lassen.«<sup>161</sup>

Montan spielt im Zitat auf die vielfältigen Auslegungsmöglichkeiten von Schriftinhalten an. Er bezeichnet die Töne als »unentbehrlich« für die Buchstaben, obwohl sie nicht ausreichen, Sinn zu generieren. Zudem stehen die Töne metaphorisch für die verschiedenen Auslegungsmöglichkeiten von Schrift durch verschiedene Rezipienten. Die Vermittlung des Bedeutungsinhalts von Schrift scheitert an der Auslegung durch den Menschen.<sup>162</sup> Montan merkt an, dass wenn er sich »lange und liebevoll mit einem Pergament [und dessen Interpretation] abgegeben habe [...] ein scharfer Criticus« komme und ihm versichere, »das alles sei nur untergeschoben«.<sup>163</sup> Der Mensch wird bei der Interpretation immer wieder auf den Ton und den Buchstaben zurückgeworfen, ohne den Sinn erfassen zu können: »Am Ende kleben wir am Buchstaben und am Ton, und sind nicht besser dran, als wenn wir sie ganz entbehren.«<sup>164</sup> Montan geht gar so weit zu sagen, dass es besser wäre, we-

158 Mittermüller, *Sprachskepsis*, S. 193.

159 FA I, 10, S. 289.

160 FA I, 10, S. 289.

161 FA I, 10, S. 292.

162 Vgl. hierzu Mittermüller, *Sprachskepsis*, S. 200.

163 FA I, 10, S. 292. Das Zitat erinnert an Herders sprachskeptische Äußerung »am [sprachlichen] Ausdruck kleben« in seinen Fragmenten *Über die neuere deutsche Literatur*, S. 394, 423 und 426. Herder meint damit gemäß Mittermüller (*Sprachskepsis*, S. 200) »die Überlagerung von geistiger Inhaltsseite durch die sprachliche Ausdrucksseite«.

164 FA I, 10, S. 292.

der zu reden noch zu schreiben, was er dann in Bezug auf die Schrift der Berge auch entsprechend praktiziert.

Montan beschreibt die »Spalten und Risse [der Berge] als Buchstaben«<sup>165</sup>, worauf Wilhelm ein »weitläufiges Alphabet«<sup>166</sup> zu erkennen meint. Dem Bergmann zufolge handelt es sich jedoch ganz im Gegenteil um ein »enge[s]«, habe »die Natur«, im Gegensatz zu den »Kritzeleien« der Menschen doch »nur Eine Schrift«<sup>167</sup>. Die eine Schrift eines überschaubaren Alphabets zu lesen, scheint zunächst möglich. Weil Montan aber zuvor im Gespräch jede eindeutige Auslegung von Schriftsprache zurückgewiesen hat, wendet Wilhelm lächelnd ein: »[U]nd doch wird man auch hier deine Lesarten streitig machen.«<sup>168</sup> Wilhelm verweist auf mehrere Lesarten Montans. Die verschiedenen Auslegungen würden von den Rezipienten kritisch zerpflückt werden, weshalb Montan seinerseits verkündet: »[E]ben deswegen [...] red' ich mit niemandem darüber.«<sup>169</sup> Sowohl das Schreiben als auch das Reden über die Naturschrift wird vom Bergmann abgelehnt. Trotzdem liest Montan aber die Schrift, wenn auch für sich alleine und still. Im Gespräch über die Schrift der Natur zeigt sich eine grundsätzliche Sprachskepsis.<sup>170</sup> Gleichzeitig wird aber auch das geologische Wissen der Zeit verhandelt, wenn die Bergschrift und die damit erzählte Geschichte »nicht zu begreifen«<sup>171</sup> sind. Der Verweis in den *Wanderjahren* auf die Schrift der Natur und die diesbezügliche Erkenntnismöglichkeit des Menschen muss im Setting des »wissenschaftlichen Tableaus« und des »Buchs der Natur«<sup>172</sup> deshalb nochmals aufgerollt werden.

In den *Wanderjahren* wird zunächst das wissenschaftliche Tableau als Repräsentationsmedium für zielgerichtete Forschung eingeführt. Anhand von Klassifikation, einerseits mittels Benennung, andererseits mittels hierarchischer Anordnung, soll ein Überblick über das Wissen geschaffen werden.<sup>173</sup> Auch wenn bereits durch die Doppeldeutigkeit der Schreibtafel Zweifel an der Aussagekraft der *Wanderjahre* an sich geäußert werden, handelt es sich doch um Wilhelms Notizen, auf denen der Roman basiert, scheint das Tableau in der Wissenschaft zunächst nicht infrage gestellt. Das umgangssprachliche und später fachspezifische Klassifizieren von

165 FA I, 10, S. 292. Vgl. hierzu auch de Saussure, *Reisen*, I, S. 275. Dort erinnern ebenfalls Felsen und Kluften an Buchstaben.

166 FA I, 10, S. 292.

167 Alle Zitate: FA I, 10, S. 292.

168 FA I, 10, S. 292.

169 FA I, 10, S. 292.

170 Vgl. hierzu Mittermüller, *Sprachskepsis*, S. 199ff.

171 FA I, 10, S. 291.

172 Vgl. Blumenberg, *Die Lesbarkeit der Welt*, S. 226f.

173 Vgl. Foucault, *Die Ordnung der Dinge*, S. 172.

Katzengold und Granit glückt.<sup>174</sup> Vom Experten Montan wird dann das Wissen zur anorganischen Natur aber auch als problematisch ausgewiesen, indem er erklärt, die Erdgeschichte sei »nicht zu verstehen«<sup>175</sup>. Dass die vom geologischen Wissen durchzogene Anfangssequenz schließlich mit Felix' Verschwinden im Basaltschloss endet, ist zentral, zeigt sich darüber nämlich ein zeitgenössisches erdgeschichtliches Wissen. Mit dem Basalt-Streit wurde vor 1800 das neptunistische Konzept relativiert. Besonders aussagekräftig in Bezug auf die Sprache der Natur ist das folgende Zitat de Saussures aus seinen *Reisen* (1787):

Obschon ich schon seit langem überzeugt bin, daß die Wasser ehemals diese Berge bedeckt, und selbst gebildet haben, und daß man dafür noch sehr viel stärkere Beweise, als diese abgerundeten Geschiebe, habe; so hatte dennoch die Anhäufung derselben auf diesem Gipfel etwas so Außerordentliches an sich, und redete den Sinnen in einer so überzeugenden Sprache, daß ich sie nicht genug bewundern konnte. [...] Ich fragte mich hierauf; wann und wie diese Wasser sich zurückgezogen haben? Ich mußte mich aber diesen großen Naturforschungen entreißen und meine Zeit zu der genauen Beobachtung dieser außerordentlichen Erscheinungen besser anwenden.<sup>176</sup>

Entscheidend an der Äußerung de Saussures ist zweierlei: Erstens glaubt er an die Formkraft des Wassers bei der Entstehung der Erdoberfläche, zweitens befasst er sich aber nicht primär mit der Erdgeschichte, sondern mit der Klassifizierung der Erdoberfläche durch Feldforschung. Gleichzeitig partizipiert er an der Vorstellung, die Schrift der Natur spreche in einem eindeutigen Sinne zum Forscher.

Bereits bei Buffon, der sich vorwiegend mit der Rekonstruktion der Erdgeschichte befasste, wird aber die Lesbarkeit des »Buchs der Natur« in Zweifel gezogen. Die Repräsentation erdgeschichtlichen Wissens in Form eines wissenschaftlichen Tableaus scheitert:

Zuerst wollen wir uns also dasjenige vorstellen, was die Erfahrung von jeder Zeit her, und was unsere eigenen Beobachtungen uns in Ansehung der Erde lehren. Diese unmäßige Kugel zeigt uns auf ihrer Fläche Höhen, Tiefen, Ebenen, Moräste, Ströme, Höhlen, Abgründe, und feuerspeyende Berge, und wir entdecken in allen diesen Dingen, bey dem ersten Anblicke, keine Kunstrichtigkeit und keine Ordnung.<sup>177</sup>

174 Vgl. dazu Foucault, *Die Ordnung der Dinge*, S. 171, wenn er bei Linné das Benennen/Klassifizieren, Theorie und Gattungen als wesentliche Merkmale des Tableaus ausweist.

175 FA I, 10, S. 291.

176 De Saussure, *Reisen*, III, S. 227.

177 Buffon, *Allg. Historie der Natur*, I, S. 45.

An die Stelle des geordneten und Überblick verschaffenden Bildes tritt die Metapher des Buchs der Natur als Repräsentationsmedium für erdgeschichtliches Wissen:

In diesen jetzt erwehnten Materien, kann man ihre erste Bildung noch deutlich wahrnehmen. Die Schichten sind vollkommen horizontal, aber auch sehr dünne, und liegen so ordentlich über einander, als die Blätter in einem Buche.<sup>178</sup>

Ob das Buch der Natur bzw. die Geschichte der Erde aber in der Zukunft für die Forschung lesbar sein wird, scheint aufgrund der prekären Quellenlage, die nur »zerstreute Trümmer« und »Spuren«<sup>179</sup> bereithält, zumindest fragwürdig. Ähnlich wie beim wissenschaftlichen Tableau meinten die Forscher vor 1800, das Buch der Natur im metaphorischen Sinn in Zukunft irgendwann einmal lesen zu können, wobei dies in Bezug auf die Geschichte der Erde bereits Ende des 18. Jahrhunderts kontrovers diskutiert wird.<sup>180</sup>

Interessanterweise geht Hans Blumenberg auf die Lesbarkeit des »Schriftgranits« in Goethes *Granit II* (1785) ein. Er verwendet den Schriftgranit, um zu belegen, dass die Schrift der Natur für den Menschen bereits in diesem frühen Werk Goethes nicht zugänglich ist.<sup>181</sup> Tatsächlich werden bereits in *Granit II* Zweifel an der besagten Lesbarkeit geäußert, wenn es heißt: »So viel wissen wir von diesem Stein und wenig mehr. Aus bekannten Bestandteilen auf geheimnisvolle Weise zusammengesetzt, erlaubt es eben so wenig seinen Ursprung aus Feuer wie aus Wasser herzuleiten.«<sup>182</sup> Trotz aller Zweifel wird in *Granit II* aber gleichzeitig die Hoffnung gehegt, die Erdgeschichte könnte von der zukünftigen Forschung allenfalls doch noch rekonstruiert werden.<sup>183</sup>

Die Aussagen verkörpern geradezu exemplarisch das damalige geologische Wissen. Einerseits gestaltet sich die Erforschung der Erdgeschichte schon damals als schwierig. Andererseits verspricht man sich durch Feldforschung nach wie vor die Entdeckung derselben. Die Tatsache aber, dass die Erkenntnis der Schrift der Natur bereits in *Granit II* als umstritten ausgewiesen wird, muss beim Lesen der rund 30 Jahre später erschienenen *Wanderjahre* aufhorchen lassen. Zu deren Entstehungszeit ging man zwar von einer Erdgeschichte aus, an die Möglichkeit einer vollständigen Rekonstruktion derselben glaubte man aber nicht mehr. Die Vorstellung einer Geschichte, die man zwar lesen, aber nicht eindeutig auslegen

178 Buffon, *Allg. Historie der Natur*, I, S. 56 oder *Histoire*, S. 92.

179 Beide Zitate Buffon, *Epochen*, I, S. 3.

180 Blumenberg, *Die Lesbarkeit der Welt*, S. 227.

181 Gegenteilig positioniert sich Böhme (vgl. Böhme, *Lebendige Natur*, S. 166).

182 FA I, 25, S. 313.

183 Vgl. ebenfalls FA, I, S. 315f.

kann, erinnert doch mehr als deutlich an das Gespräch zwischen Montan und Wilhelm zur Naturschrift.

Bereits in der Anfangssequenz der *Wanderjahre* wird das zunächst eingeführte wissenschaftliche Tableau als Repräsentationsmedium durch das nicht zu lesende Buch ersetzt. Dies erinnert wiederum an Buffons Schriften. Auch wenn das Buch der Erdgeschichte schwierig zu lesen ist, scheint dies vor 1800 möglich. Nach 1800 wird der eindeutigen Lesbarkeit des Buches der Erdgeschichte eine Absage erteilt. Felix birgt im Innern ein Kästchen ohne Schlüssel, das mit einem »Prachtbüchlein« und einem »Oktavband« verglichen wird.<sup>184</sup> Es taucht im Roman leitmotivisch immer wieder auf. Besonders brisant ist der Umstand, dass der Schlüssel zum Kästchen<sup>185</sup> zwar später gefunden wird, sich der Inhalt aber nicht offenbart. Das Kästchen in den *Wanderjahren* als Metapher für das Buch der Natur zu verstehen, ist nicht neu.<sup>186</sup> Neuartig ist aber die Idee, es als Metapher für das Buch der nicht lesbaren Geschichte der Erde zu verstehen.

Und was für das Buch der Erdgeschichte gilt, gilt auch für die *Wanderjahre*. Die Schreibtafel Wilhelms ist nämlich zugleich die Schriftbasis des Romans. Der Roman selbst ist ein Buch, und zwar eines, das sich der Interpretation versperert. Das erdgeschichtliche Wissen fördert zutage, dass selbst die eine Schrift der Natur in der Auslegung durch den Menschen vielfältig und niemals eindeutig in ihrer Bedeutung ist. Die Bücher der Menschen und somit auch die *Wanderjahre* können sich diesem Diktum noch viel weniger entziehen. Die in der Forschung vielfältig diskutierte Offenheit und Unzugänglichkeit der *Wanderjahre* kann demnach als poetologisches Prinzip herausgestellt werden.

## 2.2.6 Erdgeschichtliches Wissen in szenischer Kürze: Verlorene Steine als Quellen des wissenschaftlichen Irrtums

Ein äußerst interessantes Motiv, das von verschiedenen Forschern im 18. und 19. Jahrhundert immer wieder ins Feld geführt wird, wenn auch in unterschiedlicher

---

184 FA I, 10, S. 302. Vgl. hierzu auch Mittermüller (*Sprachskepsis*, S. 210f.), der auf eine bis in die Antike zurückreichende Tradition verweist, in der das Bild eines prächtigen Kästchens mit der Literatur verbunden wird. Dieses Miteinander-in-Beziehung-Setzen wandelt sich dann im 17. Jahrhundert gar zu einer In-Eins-Setzung. Goethe war laut Mittermüller bestens mit dieser Tradition vertraut.

185 Das Kästchen erscheint fünf Mal: Gefunden wird es im »Riesenschloss«. Danach tritt es im Gespräch Wilhelms mit dem Sammler auf. Dann findet Hersilie den Schlüssel dazu in Fitzens Jacke. Später gelangt nicht nur der Schlüssel, sondern auch das Kästchen in Hersilies Hände. Und zuletzt bleibt zwar nicht die Erschließung des Kästchens, aber die Offenbarung des Inhalts am Ende der *Wanderjahre* aus. Vgl. zur Thematik des Kästchens: Dewitz/Neumann, *Kommentar*, S. 957ff.

186 Vgl. Emrich, *Das Problem der Symbolinterpretation*, S. 60.

Art und Weise, ist dasjenige des verlorenen Naturerzeugnisses.<sup>187</sup> Die Geschichte des verlorenen Steins, die auch in den *Wanderjahren* thematisiert wird, stellt eine Variante dieses Motivs dar. Grundsätzlich geht es bei diesen Geschichten darum, dass der Mensch während des Reisens ein Naturerzeugnis verliert. Der verlorene Gegenstand verfälscht die ursprüngliche Gegend und somit die wissenschaftliche Interpretation dieses Gebiets. Die unterschiedlichen Erzählweisen zur Geschichte des verlorenen Naturerzeugnisses im Verlauf vom 18. zum 19. Jahrhundert lassen Rückschlüsse auf das Verhältnis des Erkenntnissubjekts zur Natur zu.

Im Folgenden wird das Thema der verlorenen Muschel und des verlorenen Steins dargelegt, um im Anschluss Aspekte der in den *Wanderjahren* enthaltenen Variation zu erläutern. Diese Variation macht deutlich, wie das menschliche Erkenntnissubjekt im Bereich der erdgeschichtlichen Forschung nicht mehr in der Lage ist, ein Wissenschaftssystem aufrechtzuerhalten bzw. wie es in seiner Erkenntnismöglichkeit in Bezug auf die Natur dezentriert wird.

### Die verlorene Muschel bei Voltaire und der verlorene Stein bei Humboldt

Eine erste Variante beschreibt die Anekdote von der verlorenen Muschel Voltaires, der sich über die »neptunistische Entwicklungsgeschichte« Buffons mokiert.<sup>188</sup> Während viele Forscher und auch viele interessierte Laien in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die neptunistische Idee von Buffon teilten,<sup>189</sup> konnte sich Voltaire damit nicht anfreunden. In seinem Artikel *Coquilles* aus seinem *Dictionnaire Philosophique* (1764) lehnt der Philosoph diese Theorie der Erdentwicklung ab. Indem er Buffons neptunistisches Konzept als weniger glaubwürdig einstuft als

187 Vgl. Voltaire, *Coquille*, S. 152ff. und Humboldt, *Die Forschungsreisen*, I, S. 124.

188 Dass Goethe sowohl mit den Schriften Buffons als auch mit denjenigen Voltaires bestens vertraut war, lässt sich philologisch gut nachweisen (das Personenregister der Klassiker-Ausgabe ermöglicht einen schnellen Überblick zu Goethe bekannten Schriften Voltaires: FA II, 1, S. 1078 und FA II, 2, S. 1255f.). Besonders bezeichnend ist die Aussage Goethes vom 28. März 1830 (die im Folgenden aus den Überlieferungen Müllers zitiert wird), weil sie Buffons und Voltaires schriftstellerische Fähigkeiten auf ein und dieselbe Ebene setzt: »Überhaupt hätten die Franzosen seit Voltaire, Buffon und Diderot doch eigentlich keinen Schriftsteller erster Größe gehabt, keinen, bei dem die geniale Kraft, die Löwentatze, so recht entschieden hervortrete.« (FA II, 11, S. 248). Voltaires Bemühungen, das neptunistische Konzept Buffons als Fiktion zu diskreditieren, veranlassen Goethe zur ersten Auseinandersetzung mit der Entstehung der Erde überhaupt (vgl. hierzu Engelhardt, *Überblick*, S. 537f., LA II, 7). Goethe äußert sein Missfallen dazu, wie Voltaire das neptunistische Konzept dazu verwendet, seine eigenen Ansichten kundzutun (vgl. LA II, 7, S. 248f.). Goethes Text *Bildung der Erde* gibt einen kurzen Abriss über die Geschichte der Geologie bis zur Absage an das neptunistische Konzept. Darin wird auch Voltaire erwähnt, der alle versteinerten Muscheln als »ludi naturae« bezeichnet (vgl. Goethe, *Bildung der Erde*, S. 527-539, hier S. 534; FA I, S. 25 oder LA I, 11, S. 109-120).

189 Zur Erinnerung, wie Buffon sein »neptunistisches Konzept« inhaltlich, aber auch poetologisch umsetzt, wird auf den Abschnitt 1.2.1 verwiesen.

die Erzählungen von Ovid und Homer, klassifiziert er die buffonsche Idee als Literatur.<sup>190</sup>

Für die Vorstellung eines zu Beginn die gesamte Erdoberfläche bedeckenden Urozeans, der sich im Laufe der Zeit sukzessive zurückgezogen hat und damit die am Meeresboden durch Sedimentation abgelagerten Schichten zum Vorschein brachte, gibt es aussagekräftige Belege. Einerseits ist damit erklärbar, weshalb sowohl im Tiefland als auch im Hochgebirge fossile Meeresmuscheln vorkommen. Das Rätsel um fossile Muscheln im Hochgebirge beschäftigt Forscher bereits seit der Antike.<sup>191</sup> Andererseits bietet das neptunistische Modell die Möglichkeit, die biblische Sintflut mit der Vorstellung einer sich verändernden Erdoberfläche zumindest in Verbindung zu bringen.

Beides weist Voltaire jedoch in seinem Artikel entschieden zurück. Bei der Erklärung, warum im Hochgebirge fossile Meeresmuscheln zu finden sind, geht er gar so weit, eine eigene Geschichte zu erfinden:

Est-ce d'ailleurs une idée tout-à-fait romanesque de faire réflexion à la foule innombrable de pèlerins qui portaient à pied de St Jacques en Galice, et de toutes les provinces pour aller à Rome par le mont Cenis chargés de coquilles à leur bonnets? Il en venait de Syrie, d'Egypte, de Grèce, comme de Pologne et d'Autriche. Le nombre des romipètes a été mille fois plus considérable que celui des hagsis qui ont visité la Mecque ou Médine, parce que les chemins de Rome sont plus faciles, et qu'on n'était pas forcé d'aller par caravanes. En un mot, une huître près du mont Cenis ne prouve pas que l'Océan indien ait enveloppé toutes les terres de notre hémisphère.<sup>192</sup>

Voltaire stellt die Frage in den Raum, ob es sich lohne, darüber nachzudenken, dass eine Unmenge von Pilgern auf ihrer Reise von Santiago de Compostela nach Rom Muscheln an ihren Hüten mitgeführt hätten. In Anbetracht der Unmenge von Pilgern hält er es für viel naheliegender, dass einem von ihnen auf dem Mont-Cenis eine Muschel verloren gegangen sei, als dass der indische Ozean zu Beginn die gesamte Erdoberfläche bedeckt habe. Indem Voltaire betont, es handle sich bei seiner Erklärung um eine Spekulation (»Est-ce d'ailleurs une idée tout-à-fait romanesque«), die aber dennoch viel plausibler sei als die Vorstellung eines sich kontinuierlich zurückziehenden Urozeans, deklariert er das neptunistische Konzept Buffons als größere Fiktion als seine eigene.

Voltaire ist aber bei Weitem nicht der Einzige, der ein verlorenes Naturerzeugnis ins Spiel bringt, um den Forscher in seinem Erkenntnisvermögen zu narren.

190 Vgl. Voltaire, *Coquille*, S. 152ff.

191 Vgl. Toulmin/Goodfield, *Die Entdeckung der Zeit*, S. 157 und 158.

192 Voltaire, *Coquille*, S. 142.

Während er die Geschichte von der verlorenen Muschel dazu verwendet, die Forschungen Buffons als Fiktion zu diskreditieren, nutzt Humboldt<sup>193</sup> sie fünfzig Jahre später dazu, die Irrtümer der Naturforscher zu rechtfertigen. Die Wandlung von der Diskreditierung hin zur Rechtfertigungsstrategie ist frappant. Irrtümer der Naturforscher, erklärt Humboldt, seien selbst beim Studium des Seienden nicht auszuschließen:

Was die Bruchstücke von Granit, Gneis und Glimmerschiefer betrifft, die man in den Gegenden von Santa Cruz und Orotava findet, so stammen diese nicht von den gegenüberliegenden Küsten Afrikas, die von Kalkstein sind, sondern sie rühren wahrscheinlich von dem Ballast der Schiffe her. Sie gehören nicht mehr dem Boden an, auf dem sie liegen, wie die Feldspatlaven vom Ätna, die man im Pflaster von Hamburg und anderen Städten des Nordens vorfindet. Der Naturforscher ist tausend Irrtümern ausgesetzt, wenn er die Veränderungen aus den Augen verliert, welche die Kontakte der Völker auf der Oberfläche des Erdbodens hervorbringen. Man möchte sagen, der Mensch, der sein Vaterland verläßt, wolle, daß alles mit ihm das Vaterland verändere. Es sind nicht nur Pflanzen, Insekten und verschiedene Arten von kleinen Säugetieren, die ihm über die Meere folgen; seine tätige Industrie bedeckt auch noch die Ufer mit Steinen, welche er in fernen Klimaten dem Boden entrissen hat.<sup>194</sup>

Humboldt erzählt eine Geschichte über Steine, die durch das Reisen des Menschen von ihrem ursprünglichen Platz an einen anderen verfrachtet wurden. Indem der Mensch Naturprodukte von ihren angestammten Orten hin zu anderen transportiert, agiert er als geologischer Faktor, der die Erdoberfläche verändert. Nehmen die Naturforscher beim Studium ihrer Umwelt an, dass alle vor Ort aufgefundenen Produkte auch tatsächlich von diesem Ort stammen, setzen sie sich gemäß Humboldt »tausend Irrtümern« aus. Der Forscher darf bei seinem Studium die Veränderungen durch den Menschen nicht aus den Augen verlieren. Ob dies letztlich überhaupt möglich ist, bleibt bei »tausend Irrtümern« eher fragwürdig, weil der Mensch die Umwelt nicht nur punktuell, sondern massiv verändert.

Der Umstand, dass dies jedem Naturforscher passieren könnte, selbst ihm, relativiert seine Kritik. Humboldt beschreibt, wie er selbst eine Angabe zu einem Stein, den er in einem Steinbruch gefunden hatte, zu wenig prüfte und dadurch einem Irrtum aufsaß.<sup>195</sup> Interessanterweise ist bei allen Fehlinterpretationen, die

---

193 Dass Goethe auch mit den Schriften Humboldts bestens vertraut war, manifestiert sich nicht zuletzt durch seinen regen Briefwechsel mit ihm. Vgl. hierzu exemplarisch: Humboldt an Goethe am 6.2.1806, in: Goethe, *Goethes Briefwechsel*, S. 297.

194 Humboldt, *Die Forschungsreisen*, I, S. 124.

195 Vgl. Humboldt, *Die Forschungsreisen*, I, S. 125.

der Mensch bei der Erforschung der Natur begeht, er selbst die Quelle des Irrtums. Auch wenn der Naturforscher gemäß der empirischen Methode verfährt, ist er vor Fehlschlüssen nicht gefeit. Der Grund dafür liegt darin, dass der Mensch als geologischer Faktor seine Umgebung dermaßen verändert, dass er sie nicht mehr richtig deuten kann. Im Laufe der Zeit wird für das forschende Subjekt das Lesen und Interpretieren der Natur immer schwieriger. Der Mensch verfremdet seine Umwelt. Dadurch entfremdet er sich von der Natur, was sich in der Formulierung »dem Boden entrissen«<sup>196</sup> ausdrückt. Beim Entreißen handelt es sich um einen gewaltsamen Akt, der – übertragen auf den Erkenntnisprozess, aber auch auf das Verhältnis des Menschen zur Natur – meint, dass sich der Mensch durch eigenes Zutun und durch seinen zivilisatorischen Akt von der Natur immer weiter entfernt.

Während Voltaires Anekdote von der verlorenen Muschel auf eine von mehreren möglichen Geschichtsinterpretationen hinweist, handelt es sich bei Humboldts Darlegung zu den andernorts verbauten Steinen um die Betrachtung des Seienden und der damit verbundenen Irrtumsquellen. Der Mensch ist durch seine eigene kulturelle Tätigkeit, seine Geschichte, seine Reisetätigkeit nur noch bedingt in der Lage, die Naturoberfläche zu klassifizieren, geschweige denn, die Geschichte der Erde zu lesen. Bezeichnenderweise wird in den *Wanderjahren* die Geschichte vom verlorenen Stein ebenfalls sowohl in Bezug auf die Geschichte der Erde als auch auf die Klassifizierbarkeit der Oberfläche thematisiert.

### Der verlorene Stein und die *Wanderjahre*

Im Rahmen des bereits zitierten Gesprächs zwischen dem Jungen Fitz und Montan zur Herkunft eines Steins spielt zunächst dessen Klassifizierbarkeit und dann seine Geschichte eine Rolle. Montan bietet Fitz Geld, wenn er den Fundort des Steins erfährt:

»So bezeichne mir den Ort genau, daß ich ihn [den Stein] gewiß finden kann. Das ist aber unmöglich; denn es ist ein Kreuzstein, der von St. Jakob in Compostell kommt, und den ein Fremder verloren hat, wenn du ihn nicht gar entwendet hast, da er so wunderbar aussieht.« – »Gebt euren Dukaten,« sagte Fitz, »dem Reisefährten in Verwahrung, und ich will aufrichtig bekennen, wo ich den Stein her habe. In der verfallenen Kirche zu St. Joseph befindet sich ein gleichfalls verfallener Altar. Unter den auseinander gebrochenen obern Steinen desselben entdeckt ich eine Schicht von diesem Gestein, das jenen zur Grundlage diente, und schlug davon so viel herunter, als ich habhaft werden konnte. Wälzte man die obern Steine weg, so würde gewiß noch viel davon zu finden sein.« »Nimm dein Goldstück,« versetzte Montan, »du verdienst es für diese Entdeckung. Sie ist artig genug. Man freut sich mit Recht, wenn die leblose Natur ein Gleichnis dessen, was wir lieben

196 Humboldt, *Die Forschungsreisen*, I, S. 125.

und verehren, hervorbringt. Sie erscheint uns in Gestalt einer Sibylle, die ein Zeugnis dessen, was von Ewigkeit her beschlossen ist und erst in der Zeit wirklich werden soll, zum voraus niederlegt. Hierauf als auf eine wundervolle, heilige Schicht, hatten die Priester ihren Altar gegründet.«<sup>197</sup>

Montan zweifelt zunächst an Fitz' Angaben zum Fundort des Steins. Der Zweifel ist zweifach begründet, weshalb Montan zwei Erklärungsmöglichkeiten äußert: Zum einen handelt es sich bei Fitz grundsätzlich um eine zwielichtige Gestalt, bei der man nicht weiß, ob man ihr trauen kann.<sup>198</sup> Deshalb wägt Montan ab, ob Fitz den Stein vielleicht jemandem gestohlen hat. Zum anderen widerspricht Fitz' Behauptung Montans Wissen darüber, was in dieser Gegend zu finden ist. Falls Fitz den Stein tatsächlich vor Ort gefunden haben sollte, gäbe es eine weitere Erklärungsmöglichkeit. Ein Fremder aus St. Jakob in Compostell könnte ihn auf seiner Reise durch das in den *Wanderjahren* beschriebene Hochgebirge verloren haben. Montans Erklärung für das Auffinden des Steins in einer unerwarteten Gegend erinnert an die Geschichte von der verlorenen Muschel von Voltaire. Obwohl der Fremde in den *Wanderjahren* nicht explizit als Pilger bezeichnet wird, ist diese Vermutung naheliegend, handelt es sich doch bei St. Jakob in Compostell um einen wichtigen Pilgerort, an dem sich das Grab des Jüngers Jakobus befinden soll.<sup>199</sup>

Für ein Goldstück verspricht Fitz, Montan zum Fundort zu führen. Der Junge erklärt dem Bergmann, dass er den Stein aus der Kapelle von Joseph II habe. Im Gotteshaus befinde sich ein zerfallener Altar. Durch den Zerfall der oberen Schicht sei eine weitere aus Kreuzstein freigelegt worden, die wiederum das Fundament des Altars bilde. Damit ergibt sich eine weitere Erklärungsmöglichkeit für das Auffinden des Steins an diesem Ort, nämlich dass die Erbauer der Kapelle das Gestein aus Spanien als Altarfundament importiert hatten. Diese Geschichte erinnert an Humboldts Bezeichnung des Menschen als geologischem Faktor. Der Mensch transportiert Steine von einem zum anderen Ort, um sie dort zu verbauen. Montan ist mit der Erklärung des Jungen zufrieden, händigt ihm ein Goldstück aus und verzichtet darauf, die Aussage des Jungen zu überprüfen.

Dies ist bemerkenswert, bleibt Fitz doch eine zwielichtige, wenig vertrauenswürdige Gestalt. Beim Leser hinterlässt dies den Eindruck einer nicht abgeschlossenen Klärung des Problems, woher der Stein nun wirklich kommt. Seine Herkunft bleibt daher mit mehreren Geschichten verbunden. Doch damit nicht genug: Die Sachlage wird durch Montan selbst noch weiter verkompliziert, indem er meint, die leblose Natur habe ein Gleichnis hervorgebracht. Der Stein als anorganisches

197 FA I, 10, S. 293f.

198 Vgl. FA I, 10, S. 304. Fitz' Zwielichtigkeit äußert sich schließlich darin, dass er Wilhelm und Felix in eine Falle leitet.

199 Vgl. Ohler, *Pilgerstab und Jakobsmuschel*, S. 23.

Produkt verweise durch seine Kreuzstruktur auf das Christentum.<sup>200</sup> Der besagte Stein ist ein Kreuzstein, was ebenfalls eine Doppeldeutigkeit zulässt, die im Lichte der Entstehungsgeschichte der Erde nicht zu unterschätzen ist. Wie der Name »Kreuzstein«<sup>201</sup> bereits impliziert, ist das Erkennen des Gesteins über die Kreuzstruktur möglich. In diesem Sinne ist der Stein mit den Passagen zur Geologie bzw. Mineralogie verbunden, wo seine Herkunft kontrovers und nicht abschließbar diskutiert wird. Die konkrete Klassifizierungsmöglichkeit ist aber natürlich durch die symbolische Komponente des Kreuzes als christlichem Zeichen verknüpft. Der Verweis auf das Christentum im Text wird zusätzlich dadurch verstärkt, dass der besagte Altar auf ebensolchen Kreuzstein gebaut ist. Weil aber nicht erkennbar wird, ob dieser aus Spanien stammt oder aus der Gegend, in der die Erzählung spielt, bleibt seine Herkunft ungeklärt. Die Frage nach der Herkunft ist gleichzeitig diejenige nach der Ursprungsgeschichte.

Die Thematisierung von verschiedenen Ursprungsgeschichten ist in den *Wanderjahren* vielfach ausgestaltet, beispielsweise bei der Figur Felix. Felix kann als Sohn Wilhelms, als Ebenbild Gottes oder als Urtypus der Natur verstanden werden.<sup>202</sup> Im Rahmen des Bergfests wiederum werden verschiedene Ursprungsgeschichten der Erde/des Gebirges bzw. des Basaltgesteins diskutiert. Die Herkunft eines Gesteins ist also auch beim Bergfest ein zentrales Motiv. Dass der hier verhandelte Kreuzstein auch als Symbol für das Christentum dient, scheint daher nicht überraschend. Zu den geologischen Ursprungsgeschichten tritt eine weitere, die christliche, hinzu. Da bereits die Interpretation des Seienden vielfältige Auslegungen zulässt und somit zu mehreren Erzählvarianten führt, verkompliziert sich die Auslegung des Werdenden noch mehr. Es existieren also mehrere Entstehungsgeschichten der Erde. Man kann den »Stein« klassifizieren wie man will, die Geschichte der Herkunft bleibt offen, was im Rahmen der hier erörterten Zitatstelle als poetologisches Verfahren ausgewiesen werden kann. Der gescheiterte Versuch des menschlichen Erkenntnissubjekts, seine Umgebung eindeutig zu erfassen, wird in den *Wanderjahren* anhand der Frage nach der Herkunft eines Steins in szenischer Kürze dargelegt. Im Kern wird in der geschilderten Szene das Hauptmotiv des fehlenden oder falschen Schlüssels für das offenbare Geheimnis des Textes mit seinem offenen Schluss angeführt.

200 Goethe bezeichnet im letzten Drittel seines Lebens irdische Phänomene, wie etwa der Kreuzstein eines ist, als Zeichen einer höheren Wirklichkeit, die zwar erahnt, aber nicht vollständig verstanden werden können. Er betrachtet diese Phänomene als »Gleichnis«. Vgl. Goethe, *Faust II*, HA, S. 149.

201 Vgl. Adelung, *Kreuzstein*, Sp. 1781: »[E]ine Art Steine, welche zu den Naturspielen gehören, und das Bild eines Kreuzes haben. Man findet dergleichen so wohl unter den Schiefeln, als unter andern Steinarten.«

202 Vgl. hierzu Azzouni, *Kunst als praktische Wissenschaft*, S. 130-178.

## 2.2.7 Das Bergfest: Grenzverwischung zwischen Literatur und Wissenschaft

Als Wilhelm Felix in der pädagogischen Provinz abholen will, wird er vom dortigen Gehilfen und Aufseher zu einem Bergfest eingeladen. Es findet im Hochgebirge statt, weshalb Wilhelm und seinen Begleitern ein schwieriger Aufstieg bevorsteht. Obwohl der Weg bereits am Tag beschwerlich ist, scheint der Führer seinen Gang bewusst zu verlangsamen, was Wilhelm irritiert, wird es doch bald Nacht. »Dies Rätsel«<sup>203</sup> löst sich für Wilhelm aber auf. Seine Wegbegleiter führen ihn an eine erhöhte Stelle, von wo er ein »wunderliches Schauspiel«<sup>204</sup> genießen kann. Doch nicht nur der Aussichtspunkt ist für die Inszenierung besonders bedeutsam, sondern auch die Nacht:

[K]leine Flammen sah er aus vielen Schluchten und Tälern schwankend hervorschimmern, sich zu Linien verlängern, sich über die Gebirgshöhen herüberwälzen. Viel freundlicher als wenn ein Vulkan sich auftut und sein sprühendes Getös ganze Gegenden mit Untergang droht, zeigte sich diese Erscheinung, und doch glühte sie nach und nach mächtiger, breiter und gedrängter, funkelte wie ein Strom von Sternen, zwar sanft und lieblich, aber doch kühn über die ganze Gegend sich verbreitend.<sup>205</sup>

Sein Begleiter erklärt Wilhelm, woher die Flammen kommen. Es handle sich dabei um »Lichter, die bei Tag und bei Nacht [...] unter der Erde leuchten«<sup>206</sup>, um dadurch »irdische Schätze«<sup>207</sup> aufzuspüren. Dies ist eine Anspielung auf den in den *Wanderjahren* von Montan praktizierten wirtschaftlichen Aspekt der zeitgenössischen Geologie in Form der Gebirgskunde/Geognosie. An die Stelle einer fachsprachlichen Begrifflichkeit zur Geologie tritt in dieser Beschreibung eine allegorisierende Inszenierung der Natur als »wunderliches Schauspiel«, in dessen Folge sich Ketten fortgesetzter visueller und akustischer Metaphorik entwickeln. Dadurch, dass die Lichter eben nicht an die Menschen zurückgebunden werden, erhalten sie in Anlehnung an das geologische Wissen der Zeit eine zusätzliche Bedeutungsebene. Das ständig aktive Licht unter der Erdoberfläche erinnert an die Annahme von Feuer und Hitze im Inneren der Berge, wie sie im Plutonismus von Hutton beschrieben werden:

Volcanos are natural to the globe, as general operations; but we are not to consider nature as having a burning mountain for an end in her intention, or as a principal

203 FA I, 10, S. 531.

204 FA I, 10, S. 532.

205 FA I, 10, S. 531f.

206 FA I, 10, S. 532.

207 FA I, 10, S. 532.

purpose in the general system of this world. The end of nature in placing an internal fire or power of heat, and a force of irresistible expansion, in the body of this earth, is to consolidate the sediment [...].<sup>208</sup>

Gleichzeitig wird die Bedeutungsebene aber auch auf den Vulkanismus erweitert. Die permanent unter der Erde leuchtenden Lichter »quellen und wallen gegenwärtig aus ihren Schlünden hervor und erheitern die offenbare Nacht«. <sup>209</sup> Die Aus- und Eingänge auf der Erdoberfläche zum Innern der Erde werden als Schlünde bezeichnet; ein Terminus, der üblicherweise für die Öffnungen von Vulkanen<sup>210</sup> und eben nicht für die vom Menschen geschaffenen Höhleneingänge verwendet wird. Noch expliziter wird die Verbindung zu den Vulkanen gemacht, indem das Lichtspektakel mit einem ausbrechenden Vulkan verglichen wird, dessen Lava aus dem Erdinnern durch den Schlund nach außen tritt und sich von dort über die gesamte Gegend ausbreitet. Gleichzeitig wird im Kontext des geologischen Wissens der Zeit etwas Unerwartetes erzählt. Die an den Vulkanismus erinnernde Geschichte, wie ein »Vulkan sich auftut und sein sprühendes Getös ganze Gegenden mit Untergang bedroht«<sup>211</sup>, wird »viel freundlicher«<sup>212</sup> dargestellt. Zwar breitet sich das Licht, oder eben im übertragenen Sinne das Feuer des Vulkans, über die gesamte Gegend aus. Das in der geologischen Literatur als gewaltsam dargestellte Szenario wird dann aber durch ein sanftes, liebliches gebrochen. Die Schilderung erinnert an das neptunistische Vokabular. Ein zunächst fast alles bedeckender Ur-ozean zieht sich kontinuierlich und sanft zurück.<sup>213</sup> In den *Wanderjahren* wird aber nicht vom sich zurückziehenden Wasser, sondern von sich sanft ausbreitendem Licht gesprochen. Die beiden Szenarien werden erzählerisch kombiniert. Dieselbe Kombination findet sich erneut, als Wilhelm und seine Gefährten am eigentlichen Ziel im Hochgebirge angekommen sind; an einem »Ort [...], wo die Feuerbäche zum

208 Hutton, *Theory*, I, S. 145f.

209 FA I, 10, S. 532.

210 Vgl. hierzu Forster, *Ansichten*, S. 13. Im dort beschriebenen vulkanistischen Szenario werden die Ausgänge der Vulkane als »feuerwerfende[n] Schlünde« bezeichnet.

211 FA I, 10, S. 531. Vgl. zu einem solchen gewaltsamen, die Gegend zerstörenden Szenario Forsters *Ansichten*, S. 13: »In der Strecke von Andernach bis Bonn glaubten *Collini, Hamilton, de Lüc* [u.a. ...] die deutlichsten Spuren ehemaliger feuerwerfenden Schlünde zu sehen. Vulkane dampften und glühten; geschmolzene Lavaströme flossen, kühlten sich plötzlich in dem Meere, das damals alle diese Länder bedeckte, und zerklüfteten sich in säulenförmige Theile; ausgebrannte Steine, und Asche und Kohlen flogen in die Luft, und fielen in Schichten nieder, die man jetzt angräbt und zum Wasserbau nach Amsterdam versendet; kurz, ehe es Menschen gab, die den Gefahren dieses furchtbaren Wohnortes trotzten, und das plutonische Gebiet mit Weizen oder mit Reben bepflanzten, kreis'te hier die Natur, und die Berge wanden sich in gewaltsamen Krämpfen.«

212 FA I, 10, S. 531.

213 Vgl. bei Goethe: FA I, 25, S. 314f. und bei de Saussure, *Reisen*, III, S. 227.

Flammensee um einen wohlbeleuchteten Inselraum sich ergossen«<sup>214</sup>. Auch hier werden die beiden Szenarien des Vulkanismus und des Neptunismus miteinander zu einem einzigen verbunden. Beim Setting, in dem das Bergfest stattfindet, handelt es sich um eine Insel in einem See. Erneut ergibt sich also die Anschlussstelle an neptunistische Texte, in denen die Bergspitze wie eine Insel aus dem Urmeer herauschaut:

Wenn ich, über diese Kiesel gehend, und sie beobachtet, für einen Augenblick den Ort [das Hochgebirge] vergaß, auf welchem ich mich befand; so glaubte ich, am Ufer unseres Sees [im Tal] zu sein: sobald ich aber nur ein wenig zur Rechten oder zur Linken sahe; so erblickte ich unter mir unermeßliche Abgründe, und dieser Contrast hatte etwas einem Traume Aehnliches; ich stellte mir dann mit außerordentlicher Lebhaftigkeit die Wasser vor, die ehemals alle diese Tiefen bedeckt hatten, und wie sie zu meinen Füßen an die Felsen stießen.<sup>215</sup>

Beim See in den *Wanderjahren* handelt es sich aber eben nicht nur um Wasser, sondern auch um Feuer. Zwei insbesondere in der Germanistik und der Goethe-Forschung als sich gegenseitig konkurrierend geltende Konzepte<sup>216</sup> werden hier zu einer neuartigen erzählerischen Variante durch semantische Grenzverwischung verschmolzen. Diese wiederum entspricht dem Wissen der Zeit. Im Übergang zum 19. Jahrhundert wird dem Feuer der gleiche Stellenwert beim Formungsvermögen der Erdoberfläche zugestanden wie dem Wasser. Dies zeigt sich, wenn Hutton vor 1800 die Wichtigkeit von beiden Elementen betont:

We do not dispute the chymical action and efficacy of water, or any other substance which is found among the materials collected at the bottom of the sea; we only mean to affirm, that every action of this kind is incapable of producing perfect solidity in the body of earth in that situation of things, whatever time should be allowed for that operation, and that whatever may have been the operations of water, aided by fire, and evaporated by heat, the various appearances of mineralization, (every where presented to us in the solid earth, and the most perfect objects of examination), are plainly inexplicable upon the principle of aqueous solution. On the other hand, the operation of heat, melting incoherent bodies, and introducing softness into rigid substances which are to be united, is not only a cause which is proper to explain the effects in question, but also appears, from a multitude of different circumstances, to have been actually exerted among the

214 FA I, 10, S. 532.

215 De Saussure, *Reise*, III, S. 227.

216 Vgl. hierzu Wagenbreth, *Neptunismus/Vulkanismus*, S. 802.

consolidated bodies of our earth, and in the mineral veins with which the solid bodies of the earth abound.<sup>217</sup>

Nach 1800 betonten dann Humboldt und Buch die Formkraft des Feuers/der Vulkanne für die Bildung der Gebirge. Humboldt beschreibt in seinem *Kosmos* 1845, Buch habe 1817 die »Hebung ganzer Bergketten [...] durch eine Reihe geistreicher Beobachtungen [...] durch vulkanische Hebungskräfte [...] erkannt«.<sup>218</sup> In den *Wanderjahren* werden das Wasser- und Feuerelement neuartig miteinander kombiniert. Das darin inszenierte Spektakel dient dazu, »die offenbare Nacht« zu »erheiter[n]«<sup>219</sup>. Es handelt sich hierbei um ein Spiel zwischen wörtlicher und bildlicher Bedeutung: Die Nacht wird zum einen durch die Lichter konkret erhellt. Gleichzeitig muss die Schilderung im übertragenen Sinn verstanden werden. Metonymisch wird nämlich nicht die Nacht, sondern der Mensch in der Nacht erhellt und metaphorisch wird auf den Erkenntnisgewinn verwiesen, der dadurch gezogen werden kann. Das »Rätsel«<sup>220</sup> wird gelöst, es wird Licht ins Dunkle der Nacht gebracht und diese somit offenbar. Die Begriffe »Rätsel« und »offenbares Geheimnis«<sup>221</sup> werden von Goethe in Bezug auf das menschliche Erkenntnisvermögen ganz grundsätzlich, aber nicht zuletzt in den *Wanderjahren* in Bezug auf die Erdgeschichte verwendet.<sup>222</sup> Hier herrscht insofern Klarheit, als dass sich die verschiedenen Bereiche der Geologie eben nicht gegenseitig ausschließen, sondern sich gegenseitig erhelten. »[D]as [N]ützlichste«<sup>223</sup>, also der Bergbau, macht »eine große geheime Vereinigung«<sup>224</sup>, diejenige von Feuer und Wasser, sichtbar. Gleichzeitig handelt es sich um ein Schauspiel, das durch eine neuartige Inszenierung verschiedenster geologischer Aspekte Freude und Erheiterung am Gegenstand bringt. Zurückgebunden auf die Kunst wird keineswegs ein Wahrheitsanspruch gestellt. Der Mehrwert dieser neuartigen erzählerischen Variante liegt auf der Hand. In der Wissenschaft allenfalls miteinander konkurrierende Bereiche werden durch ein alternatives Erdnarrativ und unterschiedliche rhetorische Stilmittel als sich gegenseitig befruchtende Aspekte inszeniert.

217 Hutton, *Theory*, II, S. 555f. Im deutschsprachigen Raum zeigt sich der Umstand, dass dem Feuer mehr Gewicht beigemessen wird, in der Debatte zum Ursprung des Basalts zwischen Werner und Voigt. Vgl. hierzu Koch, *Auszüge und Recensionen*, S. 297-342.

218 Humboldt, *Kosmos*, I, S. 32.

219 FA I, 10, S. 532.

220 FA I, 10, S. 531.

221 Vgl. zur Verwendung in den *Wanderjahren* und in Bezug auf die Natur: Mehra, *Die Bedeutung der Formel »offenbares Geheimnis«*, S. 200ff.

222 Vgl. hierzu exemplarisch FA I, 10, S. 599.

223 FA I, 10, S. 532.

224 FA I, 10, S. 532.

Vor Ort trifft Wilhelm unerwartet auf Montan, der ihn mit diesen Worten begrüßt: »[D]u findest mich hier in Berg und Kluft eingeweiht [...].«<sup>225</sup> Dadurch, dass es sich bei »Berg« und »Kluft« um zwei Nomen handelt, wird eine Doppeldeutigkeit in der Auslegung erzeugt. Montan wird in seiner »Bergkluft« zum einen als Bergmann identifiziert. Gleichzeitig ist er aber auch in die Geheimnisse der Berge und deren Kluften eingeweiht. Erneut werden also verschiedene Aspekte der Geologie heraufbeschworen. Die wirtschaftliche Seite, aber auch die Geheimnisse der Gebirge und deren Kluften, die bereits früher zur Diskussion standen, werden angesprochen.<sup>226</sup> Wilhelm, der sich durch den Gruß des Bergmanns ebenso an die frühere Unterhaltung zur Schriftsprache der Natur und Montans ausstehende Auslegung zur Erdgeschichte erinnert, hakt nach, ob er ihn dieses Mal aufklären werde. Montan verneint erneut und spricht von den Bergen als »stumme[n] Meistern« und von sich selbst als »stumme[m] Schüler«<sup>227</sup>. Erneut behält der Bergmann also sein Wissen zur Erdgeschichte für sich.

Die beiden Freunde begeben sich zum Essen und setzen sich mit anderen Bergleuten/Geologen an einen Tisch. Ausführlich ist von »Gebirgen, Gängen und Lagern, von Gangarten und Metallen der Gegend die Rede«<sup>228</sup>. Das zunächst sachliche Gespräch über den Bergbau wechselt aber bald zu »nichts Geringerem« als zur »Erschaffung und Entstehung der Welt«<sup>229</sup>. Die friedliche Unterhaltung schlägt in einen heftigen Streit um. Obwohl im Text nicht explizit erwähnt wird, welche Theorien der Erdentstehung und Erderschaffung zur Debatte stehen, wurde in der Forschung mehrfach die inhaltliche Verbindung zu folgenden Theorien herausgestellt: Neptunismus, Plutonismus/Vulkanismus, Meteoriten- und Eiszeittheorie.<sup>230</sup> Bei näherer Betrachtung handelt es sich aber nicht in erster Linie um einen Streit um die Entstehung der Erde an sich, sondern vielmehr um eine Diskussion darüber, wie die Gebirge entstanden sind, was wiederum dem zeitgenössischen Wissensstand entspricht:

Mehrere wollten unsere Erdgestaltung aus einer nach und nach sich senkend abnehmenden Wasserbedeckung herleiten; sie führten die Trümmer organischer Meeresbewohner auf den höchsten Bergen so wie auf flachen Hügeln zu ihrem

225 FA I, 10, S. 532.

226 Vgl. FA I, 10, S. 291.

227 FA I 10, S. 533.

228 FA I, 10, S. 533. Dass es sich dabei um typische Begriffe der Bergbaukunde handelt, wird in Richters Schrift *Von der Bergbaukunst; Nach den Vorlesungen von Abraham Gottlob Werner* (1823) ersichtlich: vgl. S. 52 (zu Gangarten) und S. 56 (zu Metallen und Lagern).

229 FA I, 10, S. 533.

230 Vgl. Hölder, *Geologie und Paläontologie*, S. 116f. Vgl. zur Meteoriten- und Eiszeittheorie LA I, 11, S. 309.

Vorteil an. Andere heftiger dagegen ließen [...] ein Feuer obwalten, das nachdem es auf der Oberfläche genugsam gewirkt, [...] sich noch immer durch die ungestüm [...] wütenden Vulkane betätigte, und durch sukzessiven Auswurf [...] die höchsten Berge bildete; wie sie denn überhaupt den anders Denkenden zu Gemüte führten, daß ja ohne Feuer nichts heiß werden könne, auch ein tätiges Feuer immer einen Herd voraussetze. [...] [M]anche [...] behaupteten: mächtige in dem Schoß der Erde schon völlig fertig gewordene Gebilde seien, mittelst [...] elastischer Gewalten, durch die Erdrinde hindurch in die Höhe getrieben und zugleich [...] manche Teile [...] weit über Nachbarschaft und Ferne umher gestreut [...] worden; sie beriefen sich auf manche Vorkommnisse, welche ohne eine solche Voraussetzung nicht zu erklären seien. Eine vierte [...] Partie lächelte über diese vergeblichen Bemühungen und beteuerte: gar manche Zustände dieser Erdoberfläche würden nie zu erklären sein, wofern man nicht größere und kleinere Gebirgsstrecken aus der Atmosphäre herunterfallen und weite breite Landschaften durch sie bedeckt werden lasse. Sie beriefen sich auf größere und kleinere Felsmassen, welche zerstreut in vielen Landen umherliegen [...]. Zuletzt wollten zwei oder drei stille Gäste sogar einen Zeitraum grimmiger Kälte zu Hilfe rufen und aus den höchsten Gebirgszügen, auf weit in's Land hingesenkten Gletschern, gleichsam Rutschwege für schwere Ursteinmassen bereitet, und diese auf glatter Bahn, fern und ferner hinausgeschoben, im Geiste sehen. Sie [die Massen] sollten sich, bei eintretender Epoche des Auftauens, niedersinken und für ewig in fremdem Boden liegen bleiben. [...] Diese guten Leute konnten jedoch mit ihrer etwas kühlen Betrachtung nicht durchdringen.<sup>231</sup>

Augenfällig ist die performative Übereinstimmung zwischen der jeweiligen wissenschaftlichen Position und der Art und Weise, wie sie vorgetragen wird.<sup>232</sup> Die »[H]eftiger[en]« argumentieren mit »Feuer«, während sich die »stillen« und »kühlen« »Gäste« auf »einen Zeitraum grimmiger Kälte« berufen.<sup>233</sup> Mittels Grenzverwischung hinsichtlich Inhalt und Redeakt wird ein eigenwilliger Bedeutungstepich ausgebreitet. Weder konkrete Theorien noch Personen werden mit Namen genannt. Alle Ansichten werden von einer kleineren oder größeren Gruppe von Experten vertreten. Die einzelnen Gruppen erläutern die Entstehung der Berge kurz

231 FA I, 10, S. 533f. 1828 zeichnet Goethe ein sogenanntes »geologisches Thermometer« zu den verschiedenen Erdentstehungstheorien ab, wobei der Vulkanismus selbstredend als sehr heiß und die Eiszeittheorie als sehr kalt angezeigt wird, und hängt dieses in seinem Arbeitszimmer auf. Vgl. hierzu LA II 8B/1, S. 105ff.

232 Vgl. hierzu Schößler, *Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahre*, S. 248 und Weitin, *Die Kunst des Unterscheidens*, S. 134f. Schößler beschreibt die Grenzverwischung von Inhalt und Redeakt. Weitin befasst sich mit der Konstitution der wissenschaftlichen Rede, wobei es sich um ein stark habitualisiertes Streitgespräch handle, dessen theoretische Performanz sinnfällig sei.

233 Alle Zitate: FA I, 10, S. 533f.

gemäß der von ihnen vertretenen Theorie und legen dabei die wichtigsten Argumente dar. Ihre Theorien sind jeweils im Konjunktiv gehalten und werden inhaltlich neutral nebeneinander gestellt. All diese Aspekte entsprechen dem sich ebenfalls nach 1800 etablierenden wissenschaftlichen Stil.<sup>234</sup> Dies ist bemerkenswert, handelt es sich doch um einen Streit. Ebenfalls sonderbar für dessen Verlauf ist der Umstand, dass im Text lediglich die inhaltlichen Positionen erörtert werden. Das Streitgespräch ist nämlich nicht in der direkten, sondern in der indirekten Rede wiedergegeben. Entsprechend finden sich weder die für ein Streitgespräch typischen Unterbrechungen des Gegenübers, sogenannte »Overlaps«, noch wird die Meinung des Gegenübers entkräftet.<sup>235</sup> Lediglich das nonverbale [Be]lächeln<sup>236</sup> einer Darlegung wird erwähnt, was der diffamierenden Haltung gegenüber der anderen Meinung Ausdruck verleiht.

Der *Wanderjahr*-Text spricht demnach eine widersprüchliche Sprache: Während die einzelnen wissenschaftlichen Positionen relativ sachlich durch Darlegung der Beobachtungen und Argumente nebeneinander gestellt werden,<sup>237</sup> verhalten sich die jeweiligen Vertreter aber hochgradig emotional. Die Experten führen einen Streit, der so heftig wird, dass er beinahe tödlich endet. Die Bezeichnung des Streits als »verwickel[t]«<sup>238</sup> ist in Bezug auf das Erkenntnisvermögen besonders aussagekräftig, sollte doch die Forschung eigentlich zur Befreiung des Gegenstands aus seiner »Verhedderung« und zu seiner Erhellung führen und nicht, wie in der vorliegenden Version der *Wanderjahre*, zu einer weiteren Verkomplizierung.<sup>239</sup> Zwar findet eine Grenzvermischung zwischen Personengruppen und Redeakt statt, sodass die Personen und der Inhalt beinahe eins zu werden scheinen. Gleichzeitig wird eine klare Grenze zwischen den einzelnen Meinungen gezogen, die sich gegenseitig so sehr ausschließen, dass die Überzeugung, recht zu haben, beinahe tödlich endet. Die Identifikation mit der Lehrmeinung, die zur kompletten Zurückweisung anderer Meinungen führt, erinnert an Dogmatismus,<sup>240</sup> den Goethe aber in jeglicher Form zurückweist. Dass es sich beispielsweise auch bei der Vorstellung des neptunistischen Konzepts um ein veraltetes Dogma handelt, bringt Goethe 1829 sehr deutlich zum Ausdruck: »Die Wernersche Lehre war eigentlich Dogmatismus. [...] Nun aber wird aller Dogmatismus der Welt am Ende

234 Vgl. Lepenies, *Krieg*, S. 69-71.

235 Vgl. zu den Formen des Sprecherwechsels Brinker/Sager, *Linguistische Gesprächsanalyse*, S. 61ff.

236 FA I, 10, S. 534.

237 Vgl. zum Argumentieren: Toulmin, *Der Gebrauch von Argumenten*, S. 94.

238 FA I, 10, S. 533.

239 Vgl. Pörksen, *Plastikwörter*, S. 31-35, hier S. 32.

240 Vgl. Weitin, *Die Kunst des Unterscheidens*, S. 136. Weitin arbeitet heraus, dass sich in der Naturwissenschaft verschiedene Denkstile herauskristallisieren, die gegeneinander antreten und gar durch Streit getrennt werden, was sich in der hier zitierten Stelle äußert.

lästig [...].<sup>241</sup> Immer wieder äußert er sich mit Zurückweisung zu den im Bereich der Geologie geführten Disputen und macht »Vorschläge zur Güte«<sup>242</sup>. Beim immer wieder aufkeimenden Basalt-Streit, als welcher derjenige zwischen »Vulkanisten« und »Neptunisten« bezeichnet werden kann, handle es sich um einen »Kampf und Streit«<sup>243</sup> darüber, wer recht habe, und er werde teilweise mit erbittertem »Hass«<sup>244</sup> geführt. Goethe äußert sich darüber hinaus auch zu verschiedenen zu seinen Lebzeiten diskutierten Streitthemen, die im Rahmen der Ausdifferenzierung der Naturgeschichte heute vornehmlich der Geologie/Biologie zuzuordnen wären. Besonders eindrücklich sind dabei die Worte, die er in seinen *Principes de philosophie zoologique* 1830/32 findet, wenn er die Dispute von Buffon und Daubauton vor 1800 und jene von Cuvier und Saint-Hilaire nach 1800 ausführt, wobei im Zitat lediglich auf letztere Bezug genommen wird:

Aus dem bisher Verhandelten ist ersichtlich, daß Geoffroy zu einer hohen, der Idee gemäßen Denkweise gelangt sei. Leider bietet ihm seine Sprache auf manchen Punkten nicht den richtigen Ausdruck, und da sein Gegner [Cuvier] sich im gleichen Falle befindet, so wird dadurch der Streit unklar und verworren. Wir wollen suchen, diesen Umstand bescheidenlich aufzuklären. Denn wir möchten diese Gelegenheit nicht versäumen, bemerklich zu machen, wie ein bedenklicher Wortgebrauch bei französischen Vorträgen, ja bei Streitigkeiten vortrefflicher Männer zu bedeutenden Irrungen Veranlassung gibt. Man glaubt in reiner Prosa zu reden und man spricht schon tropisch; den Tropen wendet einer anders an als der andere, führt ihn in verwandtem Sinne weiter und so wird der Streit unendlich und das Rätsel unauf löslich.<sup>245</sup>

Die Aussagen zum Streit in den *Principes* und dem hier erörterten Streit der Bergleute in den *Wanderjahren* sind interessant. Goethe moniert, Cuvier und St. Hilaire redeten anstelle von »reiner Prosa« »tropisch«, die Streitenden verstünden sich deshalb nicht mehr, wodurch sich der Gegenstand verkompliziere und »das Rätsel unauf löslich« werde. In den *Wanderjahren* wiederum wird die Grenze zwischen Redenden und Inhalt verwischt. Gleichzeitig wird dadurch eine klare Grenze zu den anderen Lehrmeinungen gezogen und der Streit verwickelt sich immer

241 FA I, 25, S. 642.

242 Vgl. hierzu exemplarisch: FA I, 25, S. 40f. Dort findet sich die Schrift *Vorschlag zur Güte* (1817), in der Goethe über die Möglichkeiten der Naturwissenschaft im Allgemeinen sinniert. Goethe macht aber auch Vorschläge zur Güte in Bezug auf Streitigkeiten in der Geologie. Vgl. hierzu exemplarisch: FA I, 25, S. 363. Besonders aussagekräftig hierzu ist der Beitrag mit dem Titel *Vergleichsvorschläge die Vulkanier und die Neptunier über die Entstehungsart des Basalts zu vereinigen* (1789), in dem Goethe eine vermittelnde Position einnimmt.

243 FA I, 25, S. 40.

244 FA I, 25, S. 48.

245 FA I, 24, S. 837.

mehr. Die *Wanderjahre* beziehen also Stellung gegen diese Art des wissenschaftlichen (Nicht-)Austauschs. Diese Frontstellung kommt zudem in der Einhaltung des wissenschaftlichen Stils bei der Darlegung der einzelnen Theorien zum Ausdruck. Goethe äußert sich in seinem wissenschaftskritischen Aufsatz *Meteore des literarischen Himmels* 1817 abfällig über den wissenschaftlichen Schreibstil.<sup>246</sup> Besonders augenfällig für die Interpretation der *Wanderjahre* ist eine weitere Aussage aus demselben Text, wo es heißt, »das wissenschaftliche Gildewesen« sei »wie ein Handwerk, das sich von der Kunst entfernt«<sup>247</sup>. Ebendies führen die *Wanderjahre* exemplarisch vor, wenn der Bergbau als »Handwerk«<sup>248</sup> ausgewiesen wird, aus dem der literarische Stil verbannt wird. Hier machen sich die Abgrenzung gegenüber der Literatur, der Ausschluss des Anderen und die Betonung der eigenen ausschließlichen Wissenschaftlichkeit bemerkbar.

Die Entstehung der *Wanderjahre* fällt in die Zeit, in der sich die Geologie als Wissenschaft erst formiert. Daher versuchen die einzelnen Wissenschaftler ihre eigene Wissenschaftlichkeit durch Abgrenzung von der Literatur und von den angeblich literarischen Methoden ihrer Kollegen herauszustellen. Die vermeintliche Trennung von Literatur und Wissenschaft äußert sich beispielsweise bei Werner, wenn er die Arbeiten Buffons als »physische Romane«<sup>249</sup> bezeichnet oder wenn Lyell die Arbeit von Kollegen mit literarischen Schriften vergleicht.<sup>250</sup> Während sich die Literatur und die Wissenschaft bei der Eröffnung der Bergfestszene gegenseitig befruchten, wird die Darlegung der Ansichten zur Entstehung der Erde/Gebirge in rein wissenschaftlicher Manier als sich beinahe gegenseitig zerstörend beschrieben.

Wilhelm, der von der Heftigkeit des Streits, aber auch von den unterschiedlichen Meinungen, die sein bisheriges Weltbild zu erschüttern drohen, überrumpelt ist, wendet sich am nächsten Morgen an Montan. Er bittet den Freund, nun endlich Stellung zu beziehen, habe er doch während des Streits ständig die Meinungen der jeweils redenden Partei vertreten. Montan gibt zu, dass er dadurch nicht zur Aufklärung des Gegenstands beigetragen habe. Ganz im Gegenteil habe er für noch mehr »Verwirrung«<sup>251</sup> gesorgt. Anschließend sagt er zweierlei: Der Gegenstand der Erdentstehung sei vielleicht nicht komplett erforschbar. Zum anderen

---

246 FA I, 25, S. 46. »Auf diese Weise [wenn das Gelernte wiederholt wird] bildet sich eine sogenannte Schule und in derselben eine Sprache, in der man sich nach seiner Art versteht, sie deswegen aber nicht ablegen kann, ob sich gleich das Bezeichnete durch Erfahrung längst verändert hat.«

247 FA I, 25, S. 46.

248 FA I, 10, S. 533.

249 Werner, *Handschriftlicher Nachlass*, Bl. 267.

250 Vgl. Lyell, *Lehrbuch*, S. 132 und 133.

251 FA I, 10, S. 535.

wolle er mit dem »Geschlecht«<sup>252</sup> (sprich den verschiedenen streitenden Bergleuten) nichts mehr zu tun haben. Montan hat die Probleme, die bei der Erforschung der Erdgeschichte entstehen, erkannt. Durch die Forschung wird der Gegenstand noch komplizierter und kann vielleicht gar nicht erforscht werden. Eine jede Theorie hat zwar ihre Argumente, ist aber angreifbar.<sup>253</sup> Der Jarno der *Lehrjahre* war Experte für Literatur, in den *Wanderjahren* hingegen erforscht er die Schrift der Natur.<sup>254</sup> In Anbetracht des geologischen Wissens der Zeit verhält sich der Bergmann nach der Regel, die sich ausbildet. Er glaubt zwar an die Erdgeschichte, trägt seine Erkenntnis aber nicht in den wissenschaftlichen Diskurs hinein.<sup>255</sup> Im Text zur Bergfestszene offenbart sich etwas Eindrückliches. Die an die geologischen Ko-Texte inhaltlich zurückgebundenen Theorien bringen keinen Erkenntnisgewinn zur Erdgeschichte, ganz im Gegenteil – sie nehmen sich gegenseitig das Licht, wenn auf Wahrheit einzig auf der Grundlage der eigenen Forschungsmeinung bestanden wird. Als viel erhellender werden nämlich die von vornherein als Kunst inszenierten Anschauungen dargelegt.

In den *Wanderjahren* werden dementsprechend drei verschiedene Varianten des Verhältnisses von Literatur und Wissenschaft erörtert, wie sie im zeitgenössischen Diskurs bei der Entdeckung der Erdgeschichte verhandelt wurden. Dabei handelt es sich um eine bewusste Vermischung der beiden Bereiche, die zwar keinen Wahrheitsanspruch hat, dafür aber erhellend im Sinne von sich gegenseitig befruchtend und erfreulich ist. Die Ausgrenzung der Literatur durch die Wissenschaft führt zum wissenschaftlichen Stil und zur Abwertung von anderen Forschungsmeinungen. Durch Streit und Dogmatismus findet kein wissenschaftlicher Austausch mehr statt. Ganz im Gegenteil verwickelt sich der Erkenntnisgegenstand dadurch noch viel mehr und das Rätsel wird unauflöslich. Dass es sich dabei um teilweise bereits veraltete Theorien handelt, macht die Sache nicht besser. Weiter führt die Erforschung der Erdgeschichte zwar zur Erkenntnis einer wissenschaftlichen Tatsache, ihre Rekonstruktion ist aber aufgrund der prekären Quellenlage nicht eindeutig möglich. Es kommt zu einer Abgrenzung von Literatur und Wissenschaft, indem von den Forschern keine Stellung bezogen bzw. keine eigene Erdgeschichte verfasst wird. Dieses Verhältnis von Literatur und Wissenschaft wird durch die Figur Montans verkörpert.

---

252 FA I, 10, S. 535.

253 Vgl. FA I, 10, S. 535.

254 Vgl. hierzu FA I, 10, S. 291. Vgl. zum unterschiedlichen Expertentum von Jarno/Montan auch Weitin, *Die Kunst des Unterscheidens*, S. 128.

255 Vgl. hierzu Cuvier, *Ansichten*, S. 6f. Cuvier beweist zwar in seiner Schrift die Existenz einer Erdgeschichte. Gleichzeitig verzichtet er aber darauf, diese auf der Grundlage der prekären Quellenlage genauer zu rekonstruieren. Dass sich Montan der *scientific community* entzieht, vermerkt auch Weitin (*Die Kunst des Unterscheidens*, S. 134), wenn auch nicht in Bezug auf die Erdgeschichte.

Nach der Interpretation der geognostisch-geologischen Passagen der *Wanderjahre* folgt nun die Auseinandersetzung mit der Frage, ob es sich um einen Entwicklungsroman handelt.

### 2.3 Die *Wanderjahre*: ein Entwicklungsroman?

Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre* und *Wilhelm Meisters Wanderjahre* stehen in einem engen Bezug zueinander, tritt doch Wilhelm bei beiden als Hauptfigur auf. Die *Lehrjahre* erschienen rund 30 Jahre vor den *Wanderjahren*, was wiederum die zeitlich-inhaltliche Beziehung zwischen den beiden Romanen verdeutlicht: Auf die *Lehrjahre* des jüngeren Wilhelm folgten seine *Wanderjahre*. Goethe veröffentlichte die *Lehr-* und die *Wanderjahre* in der Ausgabe letzter Hand.<sup>256</sup>

Während die *Lehrjahre* zu ihrer Erscheinungszeit und auch heute noch als von enormer Schlagkraft und epochemachend gewertet werden,<sup>257</sup> verhielt sich dies bei den *Wanderjahren* anders. Die Erwartungen der Leserschaft an den Nachfolgerroman der beliebten *Lehrjahre* wurden enttäuscht. Bereits im Zuge der ersten Veröffentlichungen einzelner Erzählfragmente um 1810 zeichnete sich die negative Rezeption ab, und noch distanzierter verhielt sich das Publikum gegenüber der ersten Fassung der *Wanderjahre* (1821).<sup>258</sup> Zum Ärger Goethes stieß der im selben Jahr erschienene Roman von Ludwig Pustkuchen mit dem gleichen Titel *Wilhelm Meisters Wanderjahre* auf mehr Verständnis als sein eigener. Der goethesche Roman rief bei den Lesern nur zurückhaltendes Lob oder gar Zurückweisung hervor.<sup>259</sup> Insbesondere störte sich die Leserschaft am Unterschied bzw. einem Bruch in der Entwicklungsthematik in den beiden Romanen.<sup>260</sup>

256 Vgl. Dewitz/Neumann, *Kommentar*, S. 777. Dewitz und Neumann weisen in ihren Ausführungen zur Entstehungs- und Druckgeschichte genauestens aus, in welchen Kontexten Goethe die *Wanderjahre* in die Tradition der *Lehrjahre* stellt.

257 Vgl. Vosskamp, *Der Roman des Lebens*, S. 86.

258 Vgl. zur Wirkungsgeschichte: Gille, *Urteil*, S. 99-118.

259 Vgl. Schütz, *Göthe und Pustkuchen*, S. XXIXf. Der zeitgenössische Philosophieprofessor Friedrich Karl Schütz fordert Goethe dazu auf, ihm über diesen scheinbar sinnlosen und willkürlichen Text Auskunft zu geben: »Er löse uns dann das Rätsel: Warum er, wider die Weise aller bisherigen klassischen Romandichter älterer und neuerer Zeit, statt das Interesse des Lesers an seinem Helden fortwährend zu steigern, es vielmehr zur endlichen völligen Nullität sinken gemacht! Er enthülle seinen Lesern die Geheimnisse, auf die er sich [...] so oft in diesem Werke beruft [...]! [E]r erkläre mit einem Wort, klar und redlich: was er überhaupt mit dieser Fortsetzung seines Wilhelm Meisters gewollt hat [...].« (Ebd.)

260 Während Wundt (*Goethes Wilhelm Meister*, S. 244ff.), Schöfßler (*Goethes »Lehr- und Wanderjahre«*, S. 9 und 395) oder Vosskamp (*Roman des Lebens*, S. 100f.) den Fortsetzungscharakter der *Wanderjahre* betonen, verweisen Maierhofer (*Roman des Nebeneinander*, S. 11), Windfuhr (*Uni-*